Lane Medical Library

Über Beziehungen zwischen Sprach-eigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen medizinischen Fakultät
der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg
vorgelegt von

ALEXANDER METTE
Nervenarzt in Berlin

DION-VERLAG Liebmann & Mette, Dessau

Meinen Eltern

Über Beziehungen zwischen Sprach-eigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen medizinischen Fakultät
der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg
vorgelegt von

ALEXANDER METTE
Nervenarzt in Berlin

DION-VERLAG Liebmann & Mette, Dessau / 1928

Angenommen von der medizinischen Fakultät Halle
am 14. 12. 1927
Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät
Referent: Herr Professor Dr. Hauptmann

Erste Auflage
Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Uebersetzung
Copyright 1928 by DION-VERLAG Liebmann & Mette, Dessau

Inhaltsverzeichnis

S. 7 — S. 11. **Einleitung.**

S. 12 — S. 28. **I. Fünf Prosatexte des Patienten „H. W.“.**

Zwiespältiger Eindruck der Lektüre — In den Briefen: syntaktische Disziplin, Symptome besonderer sprachlicher Achtsamkeit, Partikel, ausgiebige attributive Elemente, Wortpaare — Tendenz zur Definition, Begründung, Konkretisierung, Exaktheit, Objektivität — Neologismen und Komposita. — In den anderen Texten: dieselben Ausdrucksformen, inhaltliche Tiefe, psychologische Leistungen, literarischer Styl, Pathos. — Rückschluß auf gesteigerte Emotionalität.

S. 29 — S. 44. **II. Styleigentümlichkeiten der Produktion Hölderlins in den ersten Krankheitsjahren.**

Stellungnahme der literarischen Kritik. — Zustimmung von Künstlern — Dilthey und Hellingrath. Bewertung der Lyrik und der Uebersetzungen. Bewertung der philosophischen Schriften. — Die Kritik Boehms — Abschnitte aus Briefen — Die Ansicht Langes — Die Begriffsmetaphern — Die Neigung zur Metapher — Kunsttheoretische Ansichten Hölderlins und Jean Pauls — Gesteigerte Emotionalität und Starre.

S. 45 — S. 54. **III. Fünf Prosatexte der Patientin „R. I.“.**

Gleiche Styleigentümlichkeiten wie bei den Vorigen — Form des Gleichnisses (2. Text) — Durchbrechung der Synthax — Emotionelle Basis — Vermehrte Anwendung der Ausdrucksfunktion, verringerte Anwendung der Mitteilungsfunktion der Sprache — Die doppelte Möglichkeit der Sprache als Ausdrucks- und als Mitteilungsmittel (Klages).

S. 55 — S. 68. **IV. Rhythmische Sprachäußerungen, Kürze und Konzentration.**

Gedichte der Patientin „R. I.“ — Vorstufen rhythmischer Aeußerung in der Prosa — Rhythmus als adäquater Ausdruck gesteigerter Emotionalität.
Das rhythmische Moment bei Hölderlin — Der „Typus III“ und das „schizothyme Temperament“.
Spezifischer Formcharakter mancher schizophrener Gedichte — Vergleich mit der expressionistischen Lyrik — Die poetischen Maximen des Expressionismus, Rhythmus, Kürze und Konzentration (Lothar Schreyer) — Entsprechende Styleigentümlichkeiten bei Schizophrenen. Parallele zwischen Hölderlins Produktion aus der Psychosenzeit und dem Expressionismus — Der psychologische Boden des Expressionismus — Aeltere Dichter.

S. 69 — S. 77. **V. Gesteigerte Emotionalität.**

Quantitatives Ueberwiegen der Niederschläge von Gefühlseindrücken — Starker Gefühlsnachhall von Sinneseindrücken — Vergleich mit Sprachäußerungen der Primitiven auf der emotionalen Geistesstufe — Primitivensprache und dichterische Sprache — Das Verhältnis Schizophrener zu abstrakten Worten — Zugang zu Worten jenseits des präpsychotischen Sprachniveaus.

S. 78 — S. 86. **VI. Ueberblick über die auf gesteigerter Emotionalität beruhenden spezifischen Ausdrucksformen und charakteristischen Inhalte.**

Neologismen — Unmittelbare Darstellung des Erlebnisvorganges in der Aneinanderreihung gefühlsverwandter Assoziationen — Bildliche Ausdrucksweise — Ernstnehmen der Sprache und Wichtignehmen der Erlebnisse — Parallele zum Verhältnis des Dichters zur Sprache — Schwere Inhalte — Religiöse und erotische Inhalte — Psychologische Inhalte — Selbstkritik.

S. 87 — S. 92. **VII. Schlußbetrachtung.**

Parallele zwischen archaischem und schizophrenem Erleben und Denken — Problem des Begabungserwerbs — Beziehung zwischen der Struktur des speziell emotional gerichteten Dichtertyps (Typus III) und der schizoiden Konstitution: Schizothyme Dichter, Vorliebe für schizothyme Charakterschilderungen, Loslösung der Sprache vom Vorstellungsleben im extremen Expressionismus — Frage der Geschmacksrichtung der Kranken — Schlußresumé.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA40153712_0046

Einleitung

Daß sich aus der Sprache Einblicke in das Vorstellungs-, Gefühls- und Willensleben des Sprechenden gewinnen lassen, die über den Rahmen des sachlichen Aussageinhalts hinausgehen, ist eine bekannte und allgemein angewandte Erfahrung. Wenn im praktischen Leben nicht unaufhörlich Rückschlüsse aus der Ausdrucksform des Gesprochenen zustandekämen, würde die Urteilsbildung über unsere Umwelt erheblich unzuverlässiger und schwieriger sein. Die Ansatzpunkte, die das Formale dem Untersucher darbietet, sind allerdings nicht so greifbar wie das feste Material, von dem die Bewertung der Inhalte ihren Ausgang nimmt. Im Gegensatz zu der fast vollständig vom Bewußtsein kontrollierten Verarbeitung des letzteren vollzieht sich die der Formeigentümlichkeiten meist unbewußt. Bei der Mehrzahl der Menschen geschieht sie rein erlebnismäßig. Erst die Wissenschaft hat durch vorsichtige Zergliederung genauere Kenntnis der dabei mitwirkenden Einzelfaktoren erworben und diese zu regelrechten Hilfsmitteln methodischer Analysen gemacht.

Der Wissenschaftszweig, der sich von altersher besonders lebhaft für Formeigentümlichkeiten gewisser sprachlicher Niederschläge interessieren mußte und dem wir daher eine Reihe wichtiger Feststellungen über dieses Thema verdanken, ist naturgemäß die P o e t i k. Was ihr besonders wichtig zu sein hat, sind gewisse allgemeine formale Erscheinungen, die unter dem Gesichtswinkel des Gegensatzpaares schön/häßlich betrachtet werden können. Neben dieser Perspektive steht die der c h a r a k t e r o l o g i s c h e n Forschung, die die Formeigentümlichkeiten rein psychologisch auswertet, indem sie sie als Eingangspforten in die Mentalität und differentielle Reaktionsart des Individuums benutzt, ähnlich wie dies auf benachbartem Gebiet die Graphologie (¹ besorgt. Was ihre Methoden anbetrifft, so bestehen sie darin, aus der Art der Verknüpfung und Gliederung der Gedanken Rückschlüsse auf die Denk- und Vorstellungsweise, — aus dem Gefühlston der zur Aussage gewählten Einzelworte und ihrer Zusammenfügung solche auf die Gefühlsweise, — aus einem dritten Faktor: dem Rhythmus, der in den Graden der Betonung und der Lautstärke in Geltung tritt, Einblicke in den spezifischen Ausdrucks- und Gestaltungstypus der in Frage stehenden Individualität abzuleiten.

Stellen wir die beiden genannten Betrachtungen einander gegenüber, so hat es zunächst den Anschein, als ob — wenn immer einer von ihnen eine bedingte Bedeutung für die Psychiatrie zugesprochen werden dürfte, — hier allein die zweite in Rechnung zu ziehen wäre. Die Sprachеigentümlichkeiten — um nicht gleich von „-abweichungen“ zu reden —, denen wir im Bereich der Psychosen begegnen, sind jedoch zum Teil so besonderer Art, daß sie wesentlich kompliziertere Probleme aufwerfen, als in dieser ersten Mutmaßung berücksichtigt werden. Um das Einfachere voranzustellen, bedarf es keiner längeren Auseinandersetzung darüber, daß Defektphänomene wie die in der Sprache mancher Para-

lytiker ebensowenig als Niederschlag der individuellen seelischen Struktur angesehen werden können wie etwa solche bei lokalen Hirnläsionen. Im einen wie im anderen Fall ist die Formabweichung Ausfluß einer somatischen Schädigung, die sich — bildlich ausgedrückt — „jenseits" der Individualität ihres Trägers abspielt und nicht mehr in den Rahmen ihrer seelischen Auswirkungen hereingehört. Der Gegenstand psychologischer Untersuchungen ist nicht die Individualität, sondern die Psyche im allgemeinsten Sinn = Summe und Verband der Hirnfunktionen. Die Perspektive derartiger Forschungen ist daher eine weitere als die der Charakterologie. Die Ausdrucksniederschläge, um die es sich handelt, führen auf die allgemeinen physiologischen Zusammenhänge zurück und geben wertvolle Einblicke in den Mechanismus ihrer Abläufe, den wir gerade in diesen Ausfalls- und Störungssymptomen besonders plastisch in Scene treten sehen (².

Wenn wir hiermit auf Phänomene des pathologischen Seelenlebens hingewiesen haben, die die Grenzen der reinen Ausdruckspsychologie überschreiten, so ist damit eines grundsätzlichen Einwands Erwähnung getan, der die Inadäquatheit charakterologischer Betrachtung für wesentliche Gebiete der Psychiatrie außer Frage stellt. Weniger überzeugend mag der Gedanke anmuten, daß im Einvernehmen mit dieser Feststellung gewissen Erscheinungen gegenüber ein Zurateziehen der Untersuchungsergebnisse der Poetik angebracht erscheine. Ein Gesichtpunkt, aus dem heraus diese Idee um Einiges statthafter angesehen werden könnte, wurde allerdings schon flüchtig berührt, als darauf hingewiesen wurde, daß die formalen Erscheinungen, mit denen diese sich beschäftigt, ebenfalls einer überindividuellen Kategorie angehören. Die besonderen Eigenschaften dichterischer Sprachgebilde lassen sich, wie man weiß, nicht auf Momente wie Mentalität und Charakter zurückführen. „Tiefe", „Bedeutendheit", „Wahrhaftigkeit", „Anschaulichkeit", „Schönheit" und alle parallel liegenden Phänomene, die hier zur Diskussion stehen, enthalten keine maßgeblichen Fingerzeige für den Charakterologen, sondern sind Niederschläge eines übergeordneten psychologischen Sachverhalts, den wir mit Begriffen wie „Talent", „Begabung", oder „Genialität" zu kennzeichnen pflegen. Das Thema des Psychologen, der sich um ihre Genese bemüht, beschränkt sich nicht auf die Individualität des Autors; sein Schwerpunkt liegt vielmehr in den speciellen sinnlichen und geistigen Bedingungen, die der Fähigkeit zu dichterischen Leistungen zugrunde liegen. Der erste durchaus hypothetische Vorteil, den eine im Sinne der psychologischen Poetik verfahrende Untersuchung psychotischer Spracheigentümlichkeiten vor der reinen Ausdruckspsychologie voraushätte, wäre also das weitere Gesichtsfeld, konkreter gefaßt: die Bezugnahme auf das Gebiet tieferliegender allgemeinseelischer Grundbedingungen, die den Wurzeln künstlerischer Betätigung parallel geordnet sind.

Um aus diesen Vorerwägungen zu den näheren Anlässen überzugehen, die die Richtung der nachfolgenden Ausführungen bestimmen, so sind dies gewisse rein erlebnismäßig festzustellende Aehnlichkeiten zwischen

Ausdrucksphänomenen, die zum typischen Bestande der Sprache der Schizophrenen gehören, und Aeußerungen des dichterischen Gestaltungsdranges.

Ohne vorderhand auf den Sinn einzelner hier anzuführender Beispiele einzugehen, darf man wohl von einem auffälligen Reichtum der Schizophrenensprache an ungewöhnlichen Bildungen sprechen, die, wenn wir in der Wahl des Wortes vorsichtig sein wollen, zumindest den Eindruck des „Gekünstelten" machen. Von der häufig erwähnten „manierierten Ausdrucksweise" der Kranken bis zu den keineswegs vereinzelten dichterischen und essayistischen Niederschriften, die immer wieder besonderes Interesse hervorgerufen haben, geht eine Kette eigentümlicher Zwischenglieder, denen Wirkungen innewohnen, für die Bezeichnungen wie „schön", „bedeutend", „tief", „lebendig", „anschaulich", „gewandt" etc. durchaus nicht ungeeignet wären. Die psychologischen Wurzeln dieser Erscheinungen in der jeweiligen persönlichen Eigenart der von dem Krankheitsprozeß betroffenen Einzelperson zu suchen, widerspricht der häufig ganz einwandfreien Beobachtung, daß vor Beginn der Erkrankung keine besonderen Anzeichen für eine ungewöhnliche Bereitschaft zu einer Erweiterung oder Intensivierung der Ausdrucksfunktionen vorhanden war, diese nach ihrem mehr oder weniger unvermittelten Hervortreten aber andererseits vielfach in fließendem Uebergang an die Phänomene der Sprachverwirrtheit heranreichen kann, die zum typischen Symptomenkreis mancher Endzustände gehört. Wir werden infolgedessen annehmen müssen, daß eine mit der Krankheit einhergehende Umwandlung in ihrer Genese die Hauptrolle spielt. Ist dies aber zu vermuten, so erscheint es angebracht, die Frage aufzuwerfen, inwieweit diese als ein im Kern des seelischen Gesamtgefüges ablaufender Vorgang zu betrachten ist, der den Anspruch erhebt, mit seelischen Entwicklungsprozessen vom Range der Entwicklung zum Künstler in eine Linie gestellt zu werden.

Bekanntlich ist das Problem der Genese der Kunst und des Künstlertums eines der schwierigsten und umstrittensten der modernen psychologischen Forschung (³ und es mag schon aus diesem Grunde unklug erscheinen, ein Thema der Psychiatrie durch Vergleiche mit kunstpsychologischen Hypothesen fördern zu wollen. Andererseits könnte dieser Umstand jedoch gerade als eine umso lebhaftere Veranlassung empfunden werden. Die Drastik psychopathologischer Phänomene ist nicht selten geeignet, besonders günstige Dispositionen für die Erörterung verwandter normalpsychologischer Verhältnisse zu verschaffen. Es ist daher gegebenenfalls viel daran gelegen, hinter der äußeren Aehnlichkeit der Erscheinungen eine tatsächliche Verwandtschaft nachzuweisen oder aber ihre Zufälligkeit und innere Bedeutungslosigkeit ins Licht zu stellen. Wir müssen insbesondere an die wechselseitige Erhellung einer Reihe überzeugender Grenzphänomene denken, die der Schizophrenieforschung beachtliche Beiträge liefern könnte. Daß der Gedanke an eine irgendwie geartete Verwandtschaft zwischen Schizophrenen und Künstlern nicht ganz fern liegt, beweisen am besten

die Aeußerungen, die Bleuler ([4], [5] im Laufe der Jahre über diesen Gegenstand getan hat. Neuerdings sind die Arbeiten Jaspers ([6], Prinzhorns ([7], [8], [9] und Pfeifers ([10] von verschiedenen Gesichtspunkten aus auf den Gegenstand eingegangen und haben neben dem Interesse des Psychiaters auch das der Allgemeinheit für ihn gewonnen. Als feststehend kann nach alledem bisher wohl nur das Eine angenommen werden: daß in der Schizophrenie — und besonders in ihren Anfangsstadien — nicht selten ein sonst nicht vorhandenes künstlerisches Können auftritt (Bleuler ([5]), und daß die künstlerischen bzw. kunstähnlichen Leistungen der Schizophrenen diejenigen aller anderen Psychotischen an Zahl wie an Qualität wesentlich übertreffen (Prinzhorn ([7], Jaspers ([6]). Worauf diese besondere Eignung zurückzuführen ist, wird von den einzelnen Autoren verschieden beurteilt. Bleuler sieht eine wesentliche Wurzel in der schizoiden Anlage, die er auch in der normalen Breite für „eine der Bedingungen oder die Bedingung" hält, „die künstlerisches Schaffen ermöglicht" ([11]. Jaspers schreibt der Prozeßpsychose auslösende Wirkungen zu, durch die latente schöpferische Kräfte befreit werden ([6]. Pfeifer legt dem Fortfall der natürlichen Hemmungen ein besonderes Gewicht bei ([10]. Prinzhorn geht der Reihe nach die verschiedenen Gruppen der Gestaltungstendenzen durch und zeigt, daß bei den Kranken solche von der niedersten Kategorie des bloßen Ausdrucksbedürfnisses bis zu den höheren Formen des symbolischen und abstrakten Gestaltungsdranges zur Beobachtung kommen ([7]. Daß alle Autoren auch in den Inhalten und in der Form der schizophrenen Ich- und Umwelterlebnisse einen mitbedingenden Faktor anerkennen, bedarf vielleicht weniger der Erwähnung, da dieses Motiv ja in einer größeren Reihe von Schriften eine Rolle spielt, die die allgemeine Symptomatik des Krankheitsbildes behandeln. Bemerkenswert ist jedoch, daß mehrfach darauf hingewiesen wird, daß manche sprachliche und bildnerische Niederschläge Anzeichen tiefer weltanschaulicher Erregung tragen ([6], [7] und daß ein unverkennbarer Ernst der Gesinnung aus ihnen spricht, durch die sie den Beiklang des Bedeutenden erhalten.

Es mag einiges Bedenken darüber bestehen, ob der Rahmen der Sprache zur Erörterung so gewichtiger Probleme wie der angedeuteten nicht zu eng ist und ob vor allem das Material als zureichend anerkannt werden darf, auf das die vorliegende Arbeit sich stützen kann. Hierauf ist zu erwidern, daß die Sprache als das schier unerschöpfliche Ausdrucksmittel, das sie ist, einerseits die denkbar feinste Modulation gestattet und damit zum schmiegsamsten Interpreten der jeweiligen Aeußerungsabsicht werden kann, daß sie aber zweitens vor jedem anderen den Vorzug hat, als das zu jeder Stunde benutzte Verkehrs- und Mitteilungselement Zeugnis von Regungen und Vorgängen abzulegen, die beinah unabsichtlich durch sie nach außen treten. Wir sind also in der vorteilhaften Lage, mancher Dinge habhaft zu werden, die in den bildnerischen Darstellungen keinen oder nur sehr wenig Raum haben. Was das Material anbelangt, das in der Arbeit zur Wahl gestellt wird, so macht dieses allerdings nur in ganz bescheidenem Umfange von den

außerordentlichen Möglichkeiten, die sich theoretisch darbieten, Gebrauch. Obwohl vielfach aus anderen Arbeiten zitiert wird, wenn es sich um unmißverständliche Beispiele handelt, ist der behandelte Stoff im Verhältnis zu der Fülle, die die Praxis liefert, gering. Die Rechtfertigung dieser Beschränkung ergibt sich aus dem Gesichtspunkt der Oekonomie. Der Hinweis auf eine Reihe von Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion, um den es sich handeln soll, geht nicht darauf aus, ein abgeschlossenes Bild von allen Einzelheiten abzulegen, die sich hier zusammentragen lassen. Es kommt hingegen darauf an, mit möglichster Sicherheit den Nachweis zu liefern, daß die mit der Dichtung vergleichbaren Bildungen keine Zufallsprodukte sind, sondern daß ein ziemlich weites Feld differenter Einzelphänomene als verzweigtes Nebeneinander einer im Wesen mehr oder weniger einheitlichen Gesamterscheinung angesehen werden kann.

I.

Die Erscheinungen, die zu den nachstehenden Fragestellungen veranlassen, sind bisher nur skizzenhaft angedeutet worden. Man könnte nun mit einer Gruppierung beginnen, in der die einzelnen in Betracht zu ziehenden Phänomene namhaft gemacht und von einander abgegrenzt würden. Wichtiger erscheint mir jedoch zunächst der Nachweis ihres Zusammenhangs mit den Eigentümlichkeiten, die uns aus der allgemeinen Symptomatik bekannt sind, da dieser, wie bereits erwähnt wurde, eines der Hauptprobleme unseres Themas bildet. Ich beginne daher mit einer Reihe von Beispielen, in denen das, was uns eindrucksmäßig an Dichterisches erinnert, in engem Kontakt mit Krankheitszeichen auftritt, die zweifellos zum typischen Befund der Schizophrenien gehören. Als erstes fünf Niederschriften eines gebildeten 25jährigen Schizophrenen „H. W.“, die in der hier wiedergegebenen Reihenfolge im Laufe mehrerer Wochen entstanden sind:

1. Geehrter Herr X . . . .

Nach langen Widerlegungen und Dispositionen bin ich in der Lage, die Verfremdung vollkommen zu einer zeitgenössischen Gefühlsfrage auszubauen. —

In Benutzung einer Vererbungstheorie, die zur Glaubensverschiedenheit führen mußte, ging ich zur Rassenverfehmung über und erwarte die Atteste als documentisch zusammengefügten Status. —

Die Veruneinigungen und im Besonderen die Freiheitslosigkeit im Blute als evtl. adoptierter Enkel lassen die Aussprachen mit Herrn Dr. Z . . . zu einer antisemitischen Streitfrage heranwachsen. —

Die Existenzberechtigung eines durch Enthusiasmus bis zu Feineinstellungen ausgearteten Menschen, dürfte sich in diesem Falle mit eigenen Ansichten und Grundfragen bemängeln oder bestreiten lassen. Durch Einsetzung der germanischen Dogmen ist die Abstammung auf eine entgegengesetzte materialistisch-individuelle Basis gestellt worden. —

Die mit der Zeit angeeignete Willens- und Ueberzeugungskraft schließen in sich ein Martyrium und infolgedessen zahlreiche Auswüchse, wie es aus weit vorhergehenden Aeußerungen mehr und mehr ersichtlich ist. —

Die Vorbereitungen zu politischer Reife und Treffsicherheit infolge erreichter und erhoffter Ziele müssen die Hauptursache des Berliner Aufenthaltes darstellen können. —

Die Lebensbejahung meinerseits und Zuendeführung des Problems würde in beiden Fällen die größte Erleichterung von Ad- und Cohäsion unter Hinzuziehung der Alterstufen und in Berücksichtigung Ihrer werten Gönnerschaft mir gegenüber die beste Lösung dieser Skepsis sein. —

2. Geehrter Herr X . . . .

In Erwartung einer treffenden Erklärung in subjektiver Weise, entspanne ich hier durch das briefliche Versagen. —

Eine weitere Verästelung der Ansichten würde zufriedenstellend wirken und die meinige Passivität ins reale Denken bringen können. —

Wie weit sich psychopatisch-klinische Ansichten dazu ausbauen ließen, ist durch sachliche Stellungnahme in demagogisch bzw. pädagogischer Hinsicht einer Erklärung mehr denn je bedürftig. —

In dieser Repetierung würden die Fragen des neuen angeschnitten, einer Vermeidung scharfer Ansichten durch fakultative Perspektive könnte das erste Schreiben in manchen Punkten objektivischer streifen.

Die „private Sozietät" in das „Verhältnis" zu stellen könnte den Zwingstil dieses Schreibens in bester Weise erklären; und würde ein Entgegenkommen auf selbigem Wege weitere Inkonsequenzen vereiteln.

Man könnte aus Meinungen und Aeusserungen eine Quintessenz ziehen und möchte ich in dieser Betrachtung eine weitere Aneinanderreihung der Geschehnisse ermöglichen.

Hochachtend

X Y.

3. Eine Krankheit als solche betrachtet, würde die realen Erinnerungen in vieler Weise im Zeitpunkt differieren lassen; ferner würden sich vom Patienten aus die Geschehnisse nicht anreihend anknüpfen und in ihren Ursachen und Wirkungen als hypernormal oder normale Auswüchse beurteilen lassen; sondern es würden Lücken in den Erinnerungen enthalten sein, die von einer Aussetzung der Gedankenkonzentrierung und von apathischer Gehirnfunktion zeugten. —

Eine teilweise übernatürliche Veranlagung, und infolgedessen unconsequente Auswirkungen, brauchten nicht als Auswüchse beurteilt zu werden; sondern es könnten von verschiedenen Gesichtswinkeln aus Fehl- oder Realschlüsse gezogen werden. —

Einer dieser Betrachtungswinkel ist bei jetzigem Zeitalter die allgemein geistesbeunruhigende Lebenstätigkeit eines Stadtmenschen. Damit beginnend liessen sich verschiedene Krankheitskeime durch die Berufstätigkeit, den Verkehr und die Ablenkungen, die das Stadtleben bietet, verbunden mit der Einschränkung des normalen Schlafes, finden und als Zusammenbruch betrachten, Symptome und weiter analysierende Einwirkungen würden demzufolge ein Krankheitsbild ergeben. Die zweite Betrachtungsweise stellt die charakterialen Eigenschaften als Erklärung hin, dieselben werden dadurch zur Syndesis des Charakters in Beziehung mit Eindrücken, kurz zur Anfangsdefinition des subjektiven Wollens, von früh an gebracht. — Die Einwirkung der Geschehnisse zunächst durch Werteinschätzung und Umbildung in das Denken und Tun, diese daraus folgenden Consequenzen und Zufälle werden eine Unmenge von Klar- und Unklarheiten somit ein produktiv arbeitendes Gedächtnis ausbilden. Die kleinen Richtungen und Neigungen durch Weiterverfeinerung oder Verkümmerung werden allmählich zu einer Hoffnung sich ausdenken können. Beeinflussungen und Selbstachtung geben die weiteren Mittel der Erinnerungen und Folgeahnungen in die Hand. Eines der grössten Leitmotive bildet dabei die individuelle oder classifizierende Pädagogik. Die mit wachsendem Alter vorsichgehenden Erkenntnisse würden zu einem Ziel überschlagen und so die Wirkungen, Ursachen und Folgeertragung zu einer gewissen Toleranz, je nachdem sich diese durch Privilegien

oder simble Lebensweisen erleichternd oder erschwerend tragen ließen. Die Einführung in gewisse Zeitströmungen würden die Blüte oder Verfallzeit für den durch die Reife zu Bestimmungsrechten gelangten Menschen führen, es wäre ferner dazu die familiäre Stellungnahme oder Abwendung in letzter Hinsicht in Bezug zu bringen. —

Inwieweit würden körperliche Gebrechen zu einer Definition des Krankheitsbildes von größerer Bedeutung sein? Es wäre dies ein Hauptangriffspunkt zwecks Scheidung in diese oder jene Ansicht und Stellungnahme. —

4. Viel Enttäuschungen machen einsam. Einsamkeit heißt viel Natürliches entbehren, wenig Wesenhaftem angehören, in sich hinein zu leben. Ist aber des Zufalls Macht zu groß, sodaß ein Verlangen sich mitzuteilen nicht zu unterdrücken ist, dann wird dem Einsamen die Welt ein Wiedersehen bereiten, das ihm der Gefühle Macht zu töten droht, da er sie schon in sich versenkt wähnte. Solch ein Erleben wird Hyperion zuteil, als ihm das Schicksal einen Freund erkor und er ihm nicht zu widerstehen vermochte. „So" gingen beide Seelen sich entgegen. Beiden war die Einsamkeit Träger ihrer Wünsche, in ihr trug keine Gegenmeinung Raub an Hoffnungsglück davon. Jetzt lösten diese Wünsche sich und strömten auf einander zu. Ist's zu verwundern, daß sie ungleich waren und weitergetragen werden mußten, weil keine Erfüllung sie auflöste!

5. Zu Hyperions Schicksalslied:

1) Ideale stellen ewig-ungestörte Freuden dar, erhaben über Menschenwerke und -stätten. Die Menschheit fühlt sie in unerreichbaren Gestaden über sich, den lautersten Beschäftigungen obliegend. Die Natur selbst als Harfnerin dienend zu wissen, läßt die Gewalt der Ideale nicht verkennen.

In ungetrübtem Gleichklang, der Zeit den Gang des Vorwärtsschreitens überlassend, der besten Früchte teilhaftig, reiht sich droben ein Augenblick an den anderen, Erleben an Erinnern. Der Zukunft wird kein Bangen entgegengebracht, man lebt im Augenblick sich aus. Dies alles ein Gedankenreich, des Menschen Labsal in seiner Unstätigkeit und seinen Leiden. Von Freud' zu Leid gehet die Menschheit den Weg vom Licht ins Schattenreich wird sie gestoßen und nichts ist unmöglich des Lebens Ziel zu sein.

2) Ueber allen Naturgewalten, die ewige Helle da wohnen die Friedvollen, in sich Vollkommenen. Da reichen sich Natur und Wesen die Hand. Akkorde wechseln mit Muse. Ein kindlich Erleben ist Dasein. Die Demut als Mutter der Zukunft, beschirmt die Klarheit des Blickes. Das Menschenleben, unterworfen aller Unstet, erglimmt um zu fallen, lebt Freud und Leid in ungezählten Wechseln.

Was die Entstehung und den äußeren Zweck dieser fünf Schriftstücke betrifft, so sind die beiden ersten Briefe, die der Patient kurz nach Abklingen eines mehrwöchentlichen Erregungszustandes verfaßte. Sie waren an die Adresse seines Großvaters gerichtet, den er nach dem Tode seines Vaters als Familienoberhaupt betrachtete. Die dritte Niederschrift schließt sich an die Briefe an und ist eine für die Aerzte bestimmte Darlegung, zu der er sich einige Tage später bewogen fühlte,

als er auf die Briefe keine Antwort erhielt. Die beiden letzten Schreiben verfertigte er ohne besonderen Zweck. Sie betreffen Hölderlins „Hyperion", den er zu lesen begann, als er sich wieder geistige Beschäftigung zutrauen durfte.

Der unmittelbare Eindruck, der sich dem Leser bei der Lektüre der Texte mitteilt, läßt sich wohl mit Recht als zwiespältig charakterisieren. Einerseits gestatten gewisse Elemente zweifellos den Rückschluß auf das Mitwirken direkter Störungen. Diesen stehen jedoch in anderen Wendungen, Wortbildungen und Ausdrucksnüancen ebenso wie in einigen Eigentümlichkeiten des gedanklichen Inhalts Momente gegenüber, die die lebhafte Anteilnahme hervorrufen, die wir durch dichterische und philosophische Niederschriften angeregt sehen. Der bleibende Eindruck ist nicht der eines unverständlichen Konglomerats von Entgleisungen und bizarren Phrasen; es sind vielmehr Faktoren vorhanden, die der Sprache eine erhöhte Ausdruckskraft verleihen, zunächst wenigstens in diesem Sinne wirken können, wenn auch vorläufig offen bleibt, ob diesen eine adäquate Ausdruckstendenz zugrundeliegt.

Um ins Einzelne zu gehen, so gewinnt man beim ersten Ueberblick über die beiden B r i e f e einen Maßstab für die Schwierigkeit der psychologischen Orientierung. Wie wir sehen, treten uns hier eine Anzahl ungewöhnlicher, teils einfach ungebräuchlicher, teils auch schlechthin unpassender Worte entgegen, die sehr dafür einnehmen, daß im Mittelpunkt eine Wortfindungsstörung steht. Ungeschickte grammatische Konstruktionen wie „die Lebensbejahung meinerseits", oder „die meinige Passivität", schwerfällige Aeußerungen („und würde ein Entgegenkommen auf selbigem Wege weitere Inkonsequenzen vereiteln") und ähnliche, besonders aber Wendungen, die wie einige der Fremdworte sichtbar als Fehlgriffe imponieren, erinnern zu sehr an entsprechende Erscheinungen in der Aphasie und der Traumsprache ([12], als daß ihre paralogische Natur nicht als erwiesen erschiene.

Die Allgemeingültigkeit dieses Vergleichs sehen wir nun jedoch durch eine Reihe positiver Elemente in Frage gestellt, die eine andere Perspektive eröffnen. An erster Stelle ist die Klarheit der syntaktischen Gliederung zu nennen, die auffällig hervortritt, sobald man sich aufmerksam mit dem Inhalt vertraut macht. Man muß wissen, daß der Kranke in den beiden Schreiben auf seine Erregungsphase Bezug nimmt, in der er eine Fahrt nach Berlin unternommen hatte, weil er sich für den Retter von Deutschlands politischer Zukunft hielt. Weiß man, daß er sich um die Darlegung der Bedingungen bemüht, aus denen er diese Vorgänge ableiten zu können meint, so gewinnen die Texte an Verständlichkeit, und der Leser kann die vorher schwer einfühlbaren Sätze sinngemäß auf sich wirken lassen. Das Erste, was dabei sichtbar wird, ist die musterhafte Ordnung im Verhältnis der Haupt- und Nebensätze und innerhalb des Einzelsatzes, die an keiner Stelle vernachlässigt ist. Abgesehen von den erwähnten grammatischen Schwerfälligkeiten

haben wir wohldisziplinierte syntaktische Gliederungen vor uns, die stellenweise intensiv langwierige attributive Konstruktionen bewältigen und die Schwierigkeiten der im Ganzen ungewöhnlich wortreichen Diktion geschickt überbrücken. Man erhält den Eindruck, daß hinter diesen Leistungen ein weitgehend ausgebildetes und im Wesentlichen intaktes Sprachgefühl steht, das das durchschnittliche Niveau eher um einige Grade übertrifft.

In ebenso auffälligem Widerspruch zu den Entgleisungen muß man bei näherem Einblick die Qualität des vielfach eigenartig spröden Wortmaterials empfinden. Der Kranke scheint es sich zur Pflicht zu machen, in der sprachlichen Darstellung nicht nur die Regeln der üblichen Mitteilungsform einzuhalten, sondern sich mit besonders gewissenhafter Sorgfalt der Berücksichtigung erklärender und näher spezifizierender Nebenumstände zu widmen. In diese Rubrik gehören einerseits die zahlreichen begründenden, das kausale und logische Verhältnis in Betracht ziehenden Partikel („nach langen Widerlegungen . . .“, „in Benutzung . . .“, „unter Hinzuziehung . . .“, „Martyrium und infolgedessen . . .“, „Treffsicherheit infolge . . .“, „Veruneinigungen und im Besonderen . . .“ etc.), andererseits die Fülle reichhaltiger Zusätze und Beiworte, die den engeren Sinn der geäußerten Meinung bzw. des in Rede stehenden Gegenstandes aufzeigen („die mit der Zeit angeeignete Willens- und Ueberzeugungskraft“ . . . , „die Existenzberechtigung eines durch Enthusiasmus bis zu Feineinstellungen ausgearteten Menschen . . .“ usw.). Man kann nicht umhin, diesen Dingen gegenüber auf eine höhere sprachliche Achtsamkeit anzuerkennen, die es sich mit der adäquaten Wiedergabe der auszudrückenden Inhalte ernst sein läßt und dabei die feineren Mittel zurate zieht, die die schlichte Umgangssprache gewöhnlich entbehren läßt.

Es ist interessant, daß der Kranke selbst von der Besonderheit seines „Styls“ spricht, denn wenn sich dem Leser in der Tat der Eindruck aufdrängen kann, daß hinter seiner Aeußerungsart spezifische Antriebe zu suchen sind, so dürfen wir in dieser Bemerkung vielleicht eine Stütze für eine derartige Vermutung erblicken. Das Gefühl, gewissen stylistischen Gesetzen zu unterstehen, wird in der Regel nur demjenigen bewußt, der mit dem, was er sagen will, besondere Wirkungen zu erzielen hofft. Der einfachste (wenn auch keineswegs niedrigste!) Anspruch, der in diesem Sinne funktionsbildend wird, ist der auf exakte, die vorschwebenden Inhalte genau wiedergebende sprachliche Repräsentation. Wir dürfen annehmen, daß der Kranke, wenn irgendeinem so eben diesem Motiv mit seiner Bemerkung Rechnung trägt. Die stylistischen Formen, die seinen Schriftsatz charakterisieren, weisen alle in die gleiche Richtung, während für das Mitwirken anderer stylistischer Tendenzen nirgends ein greifbarer Anhalt gegeben ist.

Ein Phänomen, dem in diesem Zusammenhang unser besonderes Interesse gebührt, ist das häufige Vorkommen von Wortpaaren, in

denen das eine Wort das andere ergänzt oder seinen Sinn in bestimmter Richtung verändert oder erweitert. Allein in den Briefen begegnen wir dieser Stylform so häufig, daß sie zum typischen Bestande gerechnet werden kann („Widerlegungen und Dispositionen", „Ansichten und Grundfragen", „Willens- und Ueberzeugungskraft", „Reife und Treffsicherheit", „erreichte und erhoffte Ziele", „Lebensbejahung und Zuendeführung", „Meinungen und Aeußerungen" etc.). Was ihre Herkunft anbelangt, so kann nicht von vorneherein zurückgewiesen werden, daß Wortpaare und Doppelworte als Ergebnis relativer Ausdrucksnot auftreten können. Diese Deutung dürfte sogar unbedenklich für Einzelfälle als zutreffend anerkannt werden, so dort, wo das Bindewort eine gewisse Unsicherheit der Entscheidung verrät, oder wo der Sinn des Doppelwortes dunkel bleibt („bemängeln oder bestreiten", „in demagogisch evtl. pädagogischer Hinsicht", „materialistisch-individuelle Basis", „psychopatisch klinische Ansichten"). Daß man sich für die Mehrzahl nicht mit ihr begnügen darf, wird indessen durch die nahe Nachbarschaft wortreicher Beschreibungen bewiesen, die eher eine besonders große Ausdrucksfähigkeit dokumentieren. Wir werden durch die Gesamthaltung seines Styls zu der Ueberzeugung gedrängt, daß unser Autor ein besonderes Interesse an scharfer prägnanter Darstellung hat. Seine Ausdrucksweise läßt im Ganzen eine didaktisch-polemische Nüance vernehmen. Die Wortpaare sind in dieser Gesamtreihe nur ein Einzelsymptom, dem einerseits das gehäufte Vorkommen näher bestimmender Beiworte, andererseits der ungewöhnliche Reichtum an abstrakten Begriffsworten mit dem Charakter didaktischer Termini technici zur Seite steht. Ihr psychologischer Ursprung entpuppt sich beim Vergleich mit diesen Erscheinungen als ein Drang zum Definieren, der über den Zweck der bloßen Mitteilung herausgeht. Der unmittelbare Sinn der Aneinanderreihung scheint auf die gegenseitige Erklärung und Komplementierung der nebeneinandergestellten Begriffe abzuzielen; mit anderen Worten — das Prinzip des Phänomens scheint die Erreichung einer restlosen Endgültigkeit und Vollständigkeit zu sein, die für die gang und gäbe Mitteilungssprache nicht in Frage kommt.

Wie sehr die Diktion des Kranken auf Strebungen beruht, die Spielarten der soeben subsummierten Grundtendenzen demonstrieren, zeigt besonders gut ein Beispiel wie der sechste Absatz des ersten Briefes. Wir haben in ihm ein Gebilde von komplizierter Struktur vor uns, das in seinem ganzen Aufbau als Niederschlag einer besonderen geistigen Disposition hervorsticht. Das Thema des Satzes ist eine Motivergründung. Der Autor bezweckt mit ihm die Erklärung seiner Berliner Reise. Das Auffällige an dieser Erörterung ist ohne Zweifel die umständliche Verbreiterung des Problems und die eigentümliche Vorsicht in der Wahl der Worte. In Rede steht, wie gesagt, das Motiv des Berliner Aufenthaltes. Der Kranke belehrt uns über seine Auffassung hinsichtlich dieser Frage; aber er verfährt dabei wie jemand, der sich der unumstößlichen Pflicht bewußt ist, auf keinen Fall über das objektiv Berechtigte hinauszugehen. Kennzeichnend für dieses Be-

streben ist schon die Wahl des Verbums, die an dem einfachen Bestimmungswort vorbeigeht und zu der umständlichen Umschreibung „müssen ..... darstellen können“ greift. In gleichem Sinne spricht der Umstand, daß nicht schlechthin von der „Ursache des Berliner Aufenthaltes“ die Rede ist, sondern beschränkend-zurückhaltend von der „Hauptursache“. Unser Augenmerk wird indessen noch lebhafter durch das zusammengesetzte Subjekt in Anspruch genommen. Wir stehen in ihm einer Prägung gegenüber, die als Musterbeispiel umständlich-intensiver Vertiefung angesehen zu werden verdient. Das Bezeichnende daran ist die eigentümlich systematische Färbung, die den Eindruck entstehen läßt, als würden die Begriffe, während sie zur Sprache kommen, förmlich erst auseinander entwickelt. Dieser Eindruck ergibt sich zum Teil aus dem Involut kausal-logischer Gedankenarbeit, die am sichtbarsten in der Erwähnung des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen der leitenden Vorstellung „Reife“ und ihren psychologischen Vorbedingungen, den „Zielen“ zutage tritt. Die Tatsache, daß der Schreiber sich veranlaßt sieht, auf die letzteren zurückzuleiten, ist ein unmittelbarer Beleg für die Empfindlichkeit seines sprachlichen und logischen Gewissens. Wie fein er in dieser Hinsicht konstituiert ist, zeigen allerdings auch die übrigen Bestandteile der Wendung. Es gehört eine ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit dazu, nur von „Vorbereitungen“ zur politischen Reife zu sprechen, wo zur Anwendung des weit einfacheren und überzeugenderen uneingeschränkten Begriffes wahrscheinlich nur ein geringes Abstumpfen der vollen kritischen Empfindlichkeit erforderlich gewesen wäre. Beinahe ebenso eindrucksvoll ist die Gegenüberstellung von „erreichten“ und „erhofften“ Zielen. Die Trennung dieser beiden Kategorien erinnert etwas an die Methode wissenschaftlicher Arbeit, die die Unterarten eines Gegenstandes trennt und gliedert, um aus ihrer Zusammenfassung dann ein erschöpfendes Gesamtbild zu gewinnen. Der stylistische Wert des Epithetonpaares liegt jedoch nicht allein in dieser logischen Unterscheidung und Ordnung, sondern in der gleichzeitigen Konkretisierugn ihres abstrakten Nomens, das durch sie aus der Blässe seiner Begrifflichkeit zu anschaulicher Plastik gelangt. Die Tendenz, Abstraktes konkret erlebbar zu machen, spielt sicher eine wesentliche Rolle in der Entstehung mancher Wortpaare unserer Texte. Ein Beispiel dafür bildet die Verknüpfung der beiden Substantive „Reife“ und „Treffsicherheit“, die offensichtlich nur aus dem Motiv hervorgeht, den abgegriffenen Begriff durch Paarung mit dem farbig-konkreteren Nachwort anschaulicher zu machen. Der tiefere Sinn dieses Bedürfnisses wird uns verständlich, wenn wir uns klar werden lassen, daß zwischen den verschiedenen Antrieben im Bündel der Strebungen, deren Niederschläge wir kennen lernen, eine mehr / minder innige Verwandtschaft besteht. In ihrer Gesamtrichtung scheinen sie nach dem Bisherigen auf eine möglichst richtige, kondensierte und durch hinzugefügte Erklärungen erhärtete Wiedergabe der Vorstellungen abzuzielen. Das nackte sachliche Skelett unseres Satzes ist die Behauptung: „Die Ursache meines Berliner Aufenthaltes war

meine politische Reife". Die wirkliche Aeußerung des Patienten lautet dagegen: „Die Vorbereitungen (Anspruch auf Exaktheit!) zur politischen Reife und Treffsicherheit (Konkretisierungsstreben!) infolge (Tendenz zur Begründung und näheren Determination!) erreichter und erhoffter Ziele (Konkretisierungstendenz und Streben zu erschöpfender Vollständigkeit!) müssen die Hauptursache (Exaktheit!) des Berliner Aufenthaltes darstellen können (Anspruch auf Objektivität!)."

Im Zusammenhang mit diesen Symptomen einer spezifischen inneren Willensrichtung kommen wir nunmehr leicht zum Verständnis einer psychologischen Tatsache von weitreichender Bedeutung, indem wir sie nämlich auf die Entstehung von Neubildungen übertragen, die auf derselben Grundlage zu beruhen scheinen. Die unmittelbare Wirkung, die eine Anzahl Neubildungen und ungebräuchlicher Komposita wie „Verfremdung", „Feineinstellungen", „Rassenverfehmung", „Freiheitslosigkeit", „Zwingstyl" und ähnliche auf unser Sprachgefühl ausüben, enthält ein Moment, das sich widerstandslos an die zuletzt besprochenen Tendenzen anreihen läßt. Gehen wir zu seiner Erörterung über, so muß vorweggenommen werden, daß jeder Neologismus dem Zuhörer bezw. Leser im ersten Augenblick Unlust zu bereiten pflegt, einfach weil er bis zu einem gewissen Grade unreal und deshalb schwer faßlich ist, und daß es dementsprechend auch eine Perspektive gibt, in der jede derartige Bildung als Entgleisung angesehen werden kann. In dem Umstand, daß der Rahmen des gebräuchlichen Wortschatzes überschritten wird, liegt, auch wenn es sich um die Schöpfung eines genialen Sprachbeherrschers handelt, zunächst ein Verstoß ([13]. Bekanntlich wird dieser von unserem Gefühl in gewissen Fällen in Kauf genommen und verziehen, nämlich wenn andererseits ein ausreichender Gewinn mit ihm verbunden ist. Als solcher fungiert in manchen Fällen die bloße Einfühlbarkeit des neuen Wortes, da mit ihr bereits ein nennenswerter Erwerb (in Gestalt der Vermehrung des verwalteten Wortschatzes) einhergeht. Als ein noch stärkeres Entschädigungsmittel verdient das Gefühl der Notwendigkeit vermerkt zu werden, das manchen Neubildungen unverkennbar anhaftet. Dieses letztere ist zweifellos eine wesentliche Bedigung des ästhetischen Wertes dichterischer Neologismen. Zur Erregung unseres ästhetischen Wohlgefallens genügt es allerdings noch nicht, daß wir die Notwendigkeit der Schöpfung resp. Umgestaltung in subjektiver Hinsicht — das heißt vom Sprachniveau der Sprechenden aus — vorliegen sehen; Voraussetzung ist vielmehr, daß sie auch objektiv, am Rahmen des allgemeinen Sprachschatzes gemessen, erforderlich erscheint. Der gefühlsmäßige Eindruck, den wir von manchen Neubildungen Schizophrener erhalten, ist nun, wenn wir von immerhin selteneren Sonderfällen absehen wollen, nicht schlechthin im werturteilenden Sinne des Wortes als „ästhetisch" anzusprechen. Beispiele wie die soeben erwähnten zeigen jedoch den unverkennbaren Abstand von paralogischen Bildungen, wie wir sie beim Versprechen

und Verlesen ([14] und in der Aphasie ([15], [12] vor Augen haben. Rein gefühlsmässig sieht man sich Worten wie diesen gegenüber zu der Vermutung veranlaßt, daß der, der sie hervorbringt, ein besonderes Interesse an möglichst direkter und genauer Aeußerung nimmt. Im Einzelnen beruht dies auf verschiedenartigen Elementen. Daß der Kranke anstelle des abstrakten Allgemeinbegriffs Styl das speziell-konkretere „Zwingstyl" setzt, erinnert an die Konkretisierung durch Hinzufügung appositioneller oder adjektivischer Beiworte und führt unmittelbar auf die Tendenz zurück, die wir zu deren Erklärung herangezogen haben. Anders bei einem Ausdruck wie „Freiheitslosigkeit" Dieser überrascht durch seine unbekümmerte Direktheit. Der Weg von „Freiheit" über „freiheitslos" zu dem neuen abstrakten Nomen „Freiheitslosigkeit" ist unschwer einfühlbar, und man kann sich andererseits in die Vorstellung hereinversetzen, die den Gebrauch dieses etwas unbeholfenen Wortes erforderlich macht. Ganz ähnlich liegt es bei Worten wie „Feineinstellungen", „Veruneinigungen", „Rassenverfehmung". „Veruneinigungen" ist zweifellos aus dem Verbum veruneinigen gebildet und soll den entsprechenden abstrakten Begriff bezeichnen. „Feineinstellungen" sind feine Einstellungen, feine Gefühlslagen resp. Einstellungen, Gefühlslagen eines Feinen, eines Verfeinerten. Der Aufwand an Worten, deren es zur Kennzeichnung des Inhalts bedarf, den wir dieser Neubildung gefühlsmäßig beilegen, ist recht instruktiv zur Erklärlichmachung einer Tendenz, die durch direkte Verknüpfung der Stämme das Anklingen der Assoziationen in einem einzigen Hauptwort erreicht. Es ist jedoch sicherlich nicht allein Neigung zur Kürze, die die Neologismen hervorbringt. Das treibende Prinzip hat sichtlich etwas mit dem allgemeinen Verhältnis zum Begrifflichen zu tun. Der Kranke bildet allem Anschein nach neue Worte, weil er neue oder durch Spezialisierung des Inhalts modifizierte Begriffe zu Worte kommen lassen will. Ein eigentümliches Uebergewicht abstrakter Worte und Vorstellungen ist allerorts in seinen Texten wahrzunehmen, und wir begegnen manchen Komposita oder mit Beiworten umgebenen Nomen, die durch ihre Verbindung mit einem speziellen Nebenbegriff ein ungewöhnliches zumindest eigenwilliges Gepräge erhalten haben. Wendungen wie „zeitgenössische Gefühlsfrage" oder „Glaubensverschiedenheit" scheinen Gebilden wie „Rassenverfehmung" und „Verfremdung" schon sehr nahe zu stehen. Was sie psychologisch von ihnen trennt, ist weniger Prinzipielles als Graduelles. Die gemeinsame Basis ist der Drang nach exakter Wiedergabe des detaillierten Gedachten. Setzt man dieses als gegeben voraus, so erscheinen sie durchaus berechtigt und sinngemäß, ähnlich wie Neubildungen mancher lyrischer Gedichte ([16], die für komplizierte und dem Allgemeinen fernerliegende Gefühle und Zustände anschauliche Bezeichnungen abgeben sollen.

Daß wir in dieser Anschauung richtig gehen, beweist eine Erklärung, die der Patient selber zu dem Wort „Verfremdung" abgab. Als ich ihn fragte, warum er statt seiner nicht das bekannte „Entfremdung" gesetzt hätte, gestand er nicht etwa eine Entgleisung ein, sondern

antwortete mit der bezeichnenden Rechtfertigung: „Verfremdung ist r i c h t i g e r. Das Wort bezeichnet auch die später erwähnte Verfremdung in der Rassenfrage." Auf meinen nochmaligen Vorhalt: „Der Gegensatz der Rassen kann zwar als V e r - nicht aber als E n t - fremdung bezeichnet werden." — Was hier zugrunde liegt, ist wohl so präzis wie möglich herausgestellt. Es liegt dem Kranken offenbar daran, die volle Schwere nicht wieder überbrückbarer Trennung und zwar nicht nur einzelner, sondern gleichzeitig der der Rassen zum Ausdruck zu bringen. Er tut zu diesem Zwecke einen sprachlich durchaus richtigen Schritt. Die Anwendung des Präfixes ver- zur Kennzeichnung der Erweiterung des durch den Stamm ausgedrückten Vorgangs bis zu seiner Erschöpfung ist uns aus zahlreichen Beispielen geläufig (ver-hungern, ver-zagen, ver-welken, ver-brennen, ver-jagen, ver-fluchen . . .). Unser Autor geht also ganz mit dem Sprachgefühl konform. Um so ernster müssen wir seine Erklärung werten, daß er vom Wortgebrauch abweicht, weil der Neologismus „r i c h t i g e r" ist. Es gibt kaum eine schönere Kontroverse gegen die Verallgemeinerung der Hypothese vom Vorbeireden. Der Kranke redet zwar anders, als die gewöhnliche Umgangssprache sich im gleichen Falle ausdrücken würde; er redet indessen nicht an dem Sinn der Inhalte, die er zum Ausdruck bringen will, v o r b e i ; er redet eher ungewöhnlich direkt, als ob er die Tendenz verfolge, ihre Darstellung auf dem denkbar einfachsten und gradlinigsten Weg zu erreichen. Es ist fraglich, ob diese Tendenz im Augenblick der Wortbildung bereits als bewußte Absicht erlebt wird. Wir tun vielleicht gut, daran zu zweifeln, ebenso wie man bei der Wortbildung des Dichters hinsichtlich dieser Frage in der Mitte des Problems bleibt. Es wäre dagegen sicher über die gebotene Vorsicht hinausgegangen, wenn man die nachträgliche Sinndeutung als fragwürdig auffassen wollte. Dass der Kranke seine Neologismen als subjektive Freiheiten empfindet, beweist der erwähnenswerte Umstand, dass er sie in seinem Manuskript, bevor er es überreichte, durch Unterstreichung hervorgehoben hat. Bei einem anderen Fall unseres Materials begegnen wir Anführungszeichen bei den Neubildungen, dem alten Mittel, sich bei dem Leser für die Freiheit, die man sich herausnimmt, zu entschuldigen. Alle diese Momente runden das Gesamtbild. Der gefühlsmäßige Eindruck wird durch sie so wesentlich unterstützt und bekräftigt, daß wir keine Veranlassung haben, unsere Hypothesen mit ihm in Widerspruch zu stellen.

Gehen wir zu den stylistischen Eigentümlichkeiten der drei weiteren Texte über, so treffen wir hier in der Hauptsache auf dieselben Symptome. Die Exaktheit der syntaktischen Verhältnisse tritt vielleicht nicht ganz so aufdringlich hervor, weil wenigstens auf die Isolierung der einzelnen Sätze durch Gedankenstriche und neuen Zeilenanfang verzichtet ist. Außerdem wirkt der größere Formenreichtum mit. Wir finden neben dem Typus des langen Schachtelsatzes viele Beispiele kurzer Satzform mit knappem, bestimmtem Aussageinhalt. Es begegnen uns auch Sonderformen wie Fragesätze, ein Satz ohne

Verbum und ähnliche. Dabei ist die Konstruktion stets sinngemäß und mit strenger Genauigkeit durchgeführt.

Was mehr oder weniger auffällige Wendungen innerhalb des Satzganzen betrifft, so sind wieder relativ zahlreich solche mit exakter Berücksichtigung der Nebenumstände und der kausalen sowie räumlichen und zeitlichen Verhältnisse vertreten. Wir begegnen einer großen Anzahl näherer Bestimmungsworte und entsprechend zahlreichen adverbiellen und adjektivischen Beifügungen, die stellenweise ungewöhnlichen Pleonasmus bedingen („die allgemein geistesbeunruhigende Tätigkeit eines Stadtmenschen", der „durch die Reife zu Bestimmungsrechten gelangte Mensch", „die mit wachsendem Alter vor sich gehenden Erkenntnisse" — ferner die häufigen Verbindungen durch „infolgedessen", „demzufolge", „somit", „daher", Beifügungen wie „in vieler Weise", „anreihend anknüpfen" etc. . . .). Nicht minder häufig ist das Vorkommen von Wortpaaren, die sich ebenfalls ganz an die Stylform in den Briefen angliedern lassen.

Hinsichtlich der Neologismen ist ein Zusammenhang mit einer allgemeinen Neigung zu abstrakten Begriffsworten unverkennbar. Sie fallen zum Teil gar nicht auffällig aus dem Rahmen der gewohnten Wortreihen heraus, namentlich wenn man an die an Komposita reichere Sprache mancher wissenschaftlicher und literarischer Schriftsteller denkt. Worte wie „Folgeahnungen", „Folgenertragung", „Hoffnungsglück" schließen sich nah an solche wie „Werteinschätzung", „Weiterverfeinerung", „Bestimmungsrechte", „Gegenmeinung" also seltenere, jedoch allgemeingebräuchliche Zusammensetzungen, mit deren Verwendung der Kranke wieder ein Zeugnis für angelegentliche Pflege genauer Darstellung ablegt. Die Herkunft der Neubildungen dieses Typs ist durch ihre Nachbarschaft ganz eindeutig festgelegt. Sie erheben sich aus der großen Kette der Abstrakta (Geschehnisse, Ursachen, Wirkungen, Auswüchse, Erinnerungen, Veranlagung, Auswirkungen, Gesichtswinkel, Betrachtungswinkel, Lebenstätigkeit, Berufstätigkeit, Ablenkungen, Einwirkungen, Krankheitsbild, Betrachtungsweise, Eigenschaften . . . etc. . . .) als deren direkte Parallelerscheinung, nur mit der Sondernote, daß die durch sie zum Ausdruck gebrachte Vorstellung zu kompliziert oder zu subjektiv ist, als daß für sie bereits ein fertiges Wort vorhanden wäre. Man hat auch bei den zwar bekannten aber seltenen Komposita manchmal das Gefühl, der Patient habe sie soeben selbst geschaffen. Die Art seiner Gedankenentwicklung und Vorstellungskombination legt unwillkürlich nahe, gewisse Ausdrücke in einer spezifischen neuartigen Beleuchtung zu erleben. Es ist stellenweise, als spreche er in einer eigenen Terminologie, die teils eine gewisse Produktivität verrät, teils aber auch absurde Wege geht, wie in der sinnentstellenden Verwendung mancher Fremdworte für die jeder der drei ersten Texte Beispiele liefert.

Wichtig ist nun, daß, was die letzten Texte anbelangt, in diesen rein inhaltliche Gesichtspunkte zu den bisherigen Erwägungen hinzutreten,

die unsere Annahme endgültig zu rechtfertigen imstande sind. Nimmt man nur die zwei Sätze aus 4: „Viel Enttäuschungen machen einsam. Einsamkeit heißt viel Natürliches entbehren, wenig Wesenhaftem angehören, in sich hinein zu leben," so tritt hier ein Grundzug der geistigen Betätigung des Kranken: seine Neigung zum Definieren und psychologischen Entwickeln zutage. Die beiden Sätze sind deshalb besonders kennzeichnend, weil sie zeigen, wie sich das Bedürfnis zur Charakterisierung und Definition als treibendes Prinzip für eine immer weiter in die Tiefe bohrende Gedankentätigkeit geltend machen kann. Der Verfasser beginnt bei „Enttäuschungen". Von Enttäuschungen kommt er auf „einsam" und zwar, weil er das Wesen der Enttäuschung durch die Schilderung ihrer Wirkung zu umschreiben sucht. Mit „einsam" ist ihm indessen noch keineswegs gedient. Der zweite Satz geht nun daran, das Wesen der Einsamkeit nachfühlbar zu machen. Der Kranke sagt hierbei eigentlich recht schöne und gut zum Ausdruck gebrachte Wahrheiten. „Einsamkeit heißt viel Natürliches entbehren". „Einsamkeit heißt wenig Wesenhaftem angehören". „Einsamkeit heißt in sich hinein zu leben". Ueberblickt man die Texte 3, 4 und 5, so tritt dieselbe Tendenz in zahlreichen Verkleidungen immer wieder vor Augen. Ein großer Teil der Aeußerungen scheint überhaupt nur aus dem Drange nach Definition resp. logischer oder psychologischer Erklärung geschrieben zu sein. Es handelt sich überall um abstrakte Themen. In 3 um eine Erörterung über das Wesen der Krankheit, in 4 um Bedingungen, Wesen und Schicksal der Freundschaft Hyperions und Abalandas, in 5 um die Gegenüberstellung von Ideal und irdischer Wirklichkeit nach dem Vorbild von „Hyperions Schicksalslied". Die Texte 4 und 5 haben dabei einen vernehmlichen lyrischen Beiklang. Drei ist nüchtern-streng im Sinne einer wissenschaftlichen Arbeit.

Der gedankliche Inhalt der Texte 3, 4, 5 ist interessant und lehrreich genug, um eine kurze Beschäftigung mit seinen Hauptzügen lohnend erscheinen zu lassen, besonders da es sich dabei nicht lediglich um einen Exkurs, sondern stellenweise um den Erwerb weiterer Bausteine unserer Ansichten handelt. Das im Ganzen Beachtenswerte ist eine eigentümliche gedankliche Tiefe, die in der Hauptsache auf psychologischem Boden steht. Das Erstaunlichste in dieser Hinsicht bietet der Text 3, in dem wir, wie die ersten fünf Worte bereits angeben, eine ausführliche Abhandlung über die „Krankheit" vor uns haben. Die Tatsache, daß ein Kranker nicht etwa unverbindliche Bemerkungen über Kranksein und Krankheit, sondern eine Erörterung über das Phänomen Krankheit „a l s s o l c h e s" verfaßt, spricht entschieden für sich, besonders wenn der Betreffende wie in unserem Fall einem praktischen Beruf ohne wissenschaftlichen Hintergrund entgegengeht und nur aus eigenem Antrieb handelt. Die nähere Lektüre läßt ersehen, daß wir es mit einem philosophischen Traktat zu tun haben, das, im Ganzen wertlos, an einzelnen Stellen einen überraschenden psychologischen Spürsinn verrät.

Es ist schon frappant, dem Gedankengang der beiden ersten Absätze nachzugehen, in dem die Frage aufgeworfen wird, ob es überhaupt möglich ist, eine Krankheit (wir müssen hinzufügen eine Krankheit wie die seine, denn auf diese bezieht er sich mit Allem) zweifelsfrei als Krankheit (als „Auswuchs") hinzustellen. Noch höheres Interesse beanspruchen jedoch die Probleme, die in dem größten dritten Absatz zur Sprache kommen. Wie man sieht, widmet sich der Kranke hier einerseits einer Uebersicht über gesundheitschädliche Milieueinflüsse, andererseits der Frage der Veranlagung. Das Erstaunliche daran ist die Entfernung von den landläufigen Gemeinplätzen, die gelegentlich einen Grad erreicht, der den Psychologen von Geblüt andeuten könnte. Als besonders hervorstechend muß die Erwähnung und Gegenüberstellung seelischer Funktionen gewertet werden, die in den schematischen vulgärpsychologischen Vorstellungen des Laien kaum oder selten eine Rolle spielen. Daß z. B. das „In-Beziehung-Treten" des Charakters mit den Eindrücken als ein besonderer seelischer Akt berücksichtigt wird, entspricht weit mehr dem Gesichtsfeld wissenschaftlicher Psychologie als üblicher Laienperspektive. In das gleiche Register gehört die Bildung und Scheidung von Begriffen wie „subjektives Wollen" und „Gedächtnis", die in dem Gedankengang, in dem sie vorgetragen werden, als Zeugnis für eine bestimmte, nämlich die voluntaristische Grundeinstellung des Kranken wirken. Es ist kaum fraglich, daß er im „Gedächtnis" die intellektuellen Funktionen zusammenfaßt, leitet er doch aus ihm sowohl die „Erinnerungen" als die „Folgeahnungen" ab, unter welch letzterem Begriff er offenbar die aktiven Verstandesfunktionen, also die Schlüsse und Urteile, versteht. Es entspricht ganz diesem Sinn, daß er das Gedächtnis des Näheren als „produktives Gedächtnis" charakterisiert. Damit ist unsere Kompilation zwar noch nicht in allen Einzelheiten als zutreffend erwiesen; wenn der Skeptiker jedoch nach dem Grundsatze der Billigkeit verfährt und diejenige Lösung anerkennt, der nach dem Gesamtniveau des Schriftsatzes die größte Wahrscheinlichkeit zukommt, so wird er nicht in Abrede stellen können, daß alle Anzeichen eher für als gegen sie sprechen. Wir kommen leider auch im Weiteren nicht ganz um deutende Uebersetzungen einzelner ungebräuchlicher Begriffsworte herum, deren Erklärung ohne die nötige Einfühlung in das Ganze der Ideengänge strittig bleiben muß. Immerhin ist der Sinn der letzten Sätze des Abschnitts aber sichtbarer als der der schwerer verständlichen Perioden des ersten und mittleren Teiles und kann insofern dazu dienen, die Berechtigung, produktive Faktoren in ihnen wahrzunehmen, zu bekräftigen. Der Kranke geht in diesen folgerichtig von den Problemen der frühen Allgemeinentwicklung zu den Hauptfragen in der Phase des Bildungsabschlusses über und kommt damit in ein konkreteres Gebiet. Es ist ein neuer Beweis für seine psychologische Feinfühligkeit, daß die Dinge, die er dabei berührt, wiederum solche von grundlegender Bedeutung sind. Als Zwischenglied sehen wir zunächst der Pädagogik gedacht. Was er dann folgen läßt, überrascht von Gesichtspunkt zu Gesichtspunkt durch Selbständigkeit und Sicher-

heit der Wahl. Er führt nämlich aus, daß „die mit wachsendem Alter vor sich gehenden Erkenntnisse“ einen bestimmten Abschluß („Ziel“, „Toleranz“) mit sich bringen, der je nach den besseren („Privilegien“) oder schlechteren Lebensbedingungen („simble Lebensweise“) „leichter oder schwerer getragen wird“. Es mag wieder als einigermaßen gewagt angesehen werden, wenn wir uns erkühnen, den Begriffen „Ziel“ und „Toleranz“ den Sinn zu unterstellen, der für den geschulten Psychologen in dem Wort „Realitätsanpassung“ enthalten ist. Daß der Kranke dieses Phänomen aufgespürt hat, darf jedoch schon durch den Nachsatz als erwiesen gelten. Es scheint uns nämlich außer Frage zu stehen, daß diesem eine Einsicht zugrundeliegt, die die Vertrautheit mit dem Vorigen involviert, die Erkenntnis nämlich, daß es nach vollendetem Bildungsgang trotz aller darin mitwirkenden Faktoren und Leistungen von den äußeren Lebensbedingungen abhängt, wie jener Abschluß der Ichentwicklung sich fernerhin auswirkt. Wie man sieht, macht nach der Zuendeführung dieser Hauptlinie die Berücksichtigung zweier Umweltkomplexe den Schluß der Uebersicht, denen neben den erwähnten fraglos die größte Bedeutung zukommt: Zeitströmungen und Stellungnahme zur Familie. Urteilen wir von hier aus rückblickend über das Ganze, so ergibt sich das Bild einer keineswegs geringfügigen geistigen Leistung, die besonders durch die beharrliche Vertiefung in der einmal eingeschlagenen Richtung des Gedankenganges imponiert. Das Absurde daran liegt in dem Umstand, daß die Dinge, die zur Sprache kommen, eigentlich einem Nebenthema angehören, das den Autor völlig gefangenzunehmen scheint. Wir wundern uns nicht, daß er in dem Augenblick, wo er am Ende der Darlegung zu den „körperlichen Merkmalen“ übergeht, plötzlich abbricht, denn wir haben uns ja bereits soweit über seine spezielle Disposition orientiert, daß wir wissen, daß das Psychologische für ihn durchaus im Vordergrund steht. Die einseitige Ausführlichkeit, mit der er sich den Problemen des Seelischen widmet, beleuchtet diese grundsätzliche Vorliebe in kaum zu überbietender Deutlichkeit. Wir sehen aber auch, daß dieser Neigung in der Tat eine gewisse schöpferische Potenz innewohnt, der Fragenkreis, den der vorgetragene Gedankengang behandelt, und die Art, in der er entwickelt wird, jedenfalls einen Instinkt für die Erschließung abstrakter Zusammenhänge erkennen läßt, der ohne Uebertreibung als ungewöhnlich bezeichnet werden darf.

Ein wichtiges Symptom inhaltlicher Bedeutendheit, das wir zunächst als weiteres Beweismittel heranziehen können, um uns dann noch ausführlicher in anderer Hinsicht mit ihm auseinanderzusetzen, ist der eigentümlich literarisch gefärbte Styl, den der Kranke in seiner Darstellung bevorzugt. Fassen wir die kleine Abhandlung über Hyperion und Abalanda ins Auge, so bedarf es keiner langwierigen Erörterung, um nachzuweisen, daß das Eigentümliche ihrer Wirkung zum Teil auf der besonderen Accentlage ihrer Linienführung beruht. Der Aufbau des Schriftstückes erinnert, wenn man sich die Mühe macht ihm nach-

zugehen, an regelrechte schriftstellerische Uesancen und Prätensionen. Den Anfang macht, wie wir sehen, eine gute sachliche Charakteristik der beiden Freunde. Der Autor bemüht sich in ihr um eine umfassende abstrakte Formel, mit der er wie der kundige Essayist zugleich die Bedingungen ihrer Freundschaft festzulegen sucht, tut aber noch ein Weiteres, indem er außerdem auf die Ursachen zurückweist, aus denen er den bezeichneten Wesenstypus entstanden glaubt. Im dritten Satz zieht er aus dieser umfangreichen Formulierung bereits die allgemeinsten Folgen. Damit ist für die weitere Ausführung eine taktische Basis gewonnen, die den Ausgang — echt literarisch! — theoretisch vorweggenommen hat, so daß der Rest eine nur noch rhetorische Wiederholung der bereits beantworteten Frage in Hinblick auf den konkreten Einzelfall bildet, naturgemäß von dem Hochmut des über der Sache stehenden Essayisten durchklungen, der sich der Gültigkeit seiner Deduktionen in stolzer Sicherheit gewiß ist.

Sieht dies wie eine kleine Musterleistung selbstbewußten Literatentums aus, so spricht aus dem Lyrismus des fünften Textes die Pathetik dichterischer Erregung. Wendungen wie „ewig-ungestörte Freuden, erhaben über Menschenwerke und -stätten", „den lautersten Beschäftigungen obliegend", „der besten Früchte teilhaftig", „des Menschen Labsal in seiner Unstätigkeit und seinen Leiden", wirken ungewöhnlich volltönend und empfindungsreich. Noch mehr kommt diese innere Ueppigkeit und Schwere der Sprache in solchen metaphorischen Charakters zum Ausdruck, die („die ewige H e l l e", „Das Menschenleben . . . e r g l i m m t um zu fallen, . .") wie die Mehrzahl bildlich gemeinter Worte den poetischen Schwung der Darstellung unmittelbar in Erscheinung treten lassen. Betrachten wir den gedanklichen Inhalt als solchen, so berührt es einigermaßen absonderlich, daß die Idee des Gedichtes zweimal wiedergegeben ist. Ebenso ungereimt muten einzelne Sätze an, die („Die Natur selbst als Harfnerin dienend zu wissen, läßt die Gewalt der Ideale nicht verkennen" oder: „Die Demut als Mutter der Zukunft beschirmt die Klarheit des Blickes") zunächst sehr an die Physiognomie sinnloser Phrasen erinnern. Diesem Eindruck tritt indessen als entscheidendes Kriterium der geistige Gehalt gewisser Stellen entgegen, die widerspruchslos dokumentieren, daß der Kranke den Sinn seines Themas in ganzer Tiefe erfaßt hat. In 1) ist besonders der zweite Absatz bemerkenswert, in dem der Z e i t l o s i g k e i t des Götterreichs in angemessener Ausführlichkeit gedacht wird, in 2) die Wendung, in der die K i n d l i c h k e i t des Erlebens zur Sprache kommt. Wir sehen, daß der Schreiber hier auf die Begriffe eingeht, die wir selber als die wesentlichen Stigmata der Hölderlinschen Göttersphäre anerkennen müssen. Auch andere Einzelheiten weisen sichtbar auf die Höhe seines geistigen Niveaus. So der Anfang von 2), („Ueber allen Naturgewalten die ewige Helle da wohnen die Friedvollen, in sich Vollkommenen. D a r e i c h e n s i c h N a t u r u n d W e s e n d i e H a n d."), aus dem die klassische Dialektik mit ihrer Trias Natur, Geist, Ideal zu sprechen scheint. Wir müssen, wenn wir

gerecht sein wollen, nach allem auf ein keineswegs oberflächliches Interesse und Verständnis für die an sich hochwertige Kontroverse Mensch und Ideal schließen. Halten wir dieses für erwiesen, so haben wir ein Motiv der Pathetik in Händen, das an der inneren Berechtigung der gesteigerten Sprachgebärde nicht mehr zweifeln läßt. Wir dürfen annehmen, daß sie einer besonderen Beachtung und Wichtigschätzung der erlebten Einsichten entspringt. Der Habitus des Styls drängt diese Hypothese förmlich auf. Der Inhalt seinerseits entspricht ihr ebenfalls. Wenn eines der beiden Beweismittel allein noch nicht als hinreichend angesehen werden kann, so doch ihr adäquates Nebeneinander. Wir befinden uns im Grunde in einer ähnlichen Situation, wie sie dichterischen Schöpfungen gegenüber entstehen kann. Auch hier ist die inhaltliche Tiefe oft erst durch das Pathos der Ausdrucksweise, oder umgekehrt letzteres durch die inhaltische Bedeutendheit als echt qualifiziert.

Die Anerkennung dieser gegenseitigen Bürgschaft geht von bestimmten, mehr oder weniger bewußten Voraussetzungen aus, deren Prinzipielles für uns von großer Bedeutung ist. Die moderne Poetik faßt diese in der Grunderkenntnis zusammen, daß beide — dichterischer Styl und schöpferische Idee — in der besonderen Stärke der emotionellen Erlebniskomponenten wurzeln ([17]. Am sichtbarsten wird dieser psychologische Sachverhalt beim lyrischen Dichter. Eine große Zahl dichterischer Phänomene jenseits des im engeren Sinne Lyrischen läßt sich jedoch ebenfalls leicht auf ihn zurückführen. Uebertragen wir diese Forschungsergebnisse auf unser gegenwärtiges Gebiet, so stehen wir am Rande einer Perspektive, die vieles Fragliche erklärlich macht. Zunächst auf den letzten Text angewendet, ergibt sie eine gemeinsame Basis für die beiden zumeist hervorgehobenen Phänomene. Nehmen wir an, daß die emotionelle Seite der Erlebnisse bei dem Kranken über das normale Durchschnittsmaß erhöht ist, so wird sowohl die gesteigerte Eindringlichkeit seiner Ausdrucksart als die bohrende Vertiefung in psychologische und allgemeinmenschliche Probleme verständlich. Wir verstehen auch die Häufigkeit der Appositionen und prädikativen Zusätze, die Neigung zur Verstärkung, Zuspitzung und Unterstreichung. Ebenso das offene Zutagetreten eigener Vorstellungen in Bildern und Metaphern und die auffällige Geradheit und Unmittelbarkeit einzelner Worte und Begriffe. Vergleichen wir damit das Resumé des ganzen bisher behandelten Materials, so kommt außer einer Fülle weiterer Beispiele der genannten Kategorien vor allem die literarische Geste, die wir besonders schön im vierten Text beobachten konnten, hinzu. Es liegt nahe, in ihr eine sekundäre Folge der Grundkonstellation zu erblicken, in dem Sinne, daß sie der Ausdruck einer eingebildeten Meisterschaft ist, derer der Kranke sich an Hand gewisser dem Schöpferischen verwandter Leistungsgefühle mächtig glaubt. Ob einzelne Abstrakta, Termini technici und als Begriffsworte angewendete Neologismen in dieselbe Linie gehören, mag zunächst dahingestellt bleiben. Die Hypothese, die hiermit näher Gestalt gewinnt, berührt

natürlich nicht die Gruppe von Erscheinungen, die wir von vornherein als direkte Defektsymptome von den Uebrigen gesondert haben. Ihr Anwendungsbereich beschränkt sich auf diejenigen Besonderheiten, die zwar vom Ueblichen abweichen, deren Eigenart aber darin liegt, daß sie nach den Maßstäben immanenten Sprachgefühls nicht als regelwidrig, vielmehr als bedingt erforderlich, jedenfalls im Vergleich mit anderen sprachlichen Freiheiten als berechtigt empfunden werden. Sätze wie die beiden äußerlich phrasenhaft anmutenden citierten des Textes 5 werden bei retrospektiver Betrachtung jetzt kaum noch fraglich erscheinen. Sie sind überladen mit Bildern, Metaphern und Allegorien und haben im Verhältnis dazu nur schmächtig-dürftigen Aussageinhalt. Es wäre aber zweifellos verfehlt, sie als hohle Phrasen oder gar als Paralogienkonglomerate anzusehen. Wenn wir sie als Ausfluß einer ungewöhnlich hohen Gefühlsamplitude betrachten, die verwandt oder identisch ist mit der erhöhten Emotionalität des Dichters, gehen wir dagegen ganz konform mit dem unmittelbaren Gefühl, das sie bei näherem Besehen auf uns ausüben, ohne auch mit dem Gesamtbild, das der Text bei uns hinterläßt, in Widerstreit zu geraten.

II.

Es ist natürlich unmöglich, aus dem bisher erörterten Einzelfall schon allgemein verpflichtende Rückschlüsse zu ziehen. Hierzu gehört zunächst eine Reihe von etwa gleichgerichteten Beispielen. Statt vorderhand in Gestalt von weiteren Auszügen aus Krankengeschichten mit solchen fortzufahren, erscheint es mir aber dienlicher und auch reizvoller, den Faden über einen Fall von besonderem Format und allgemeinen Interesse weiterzuführen: nämlich auf Styl und Inhalt einzelner Niederschläge aus dem Beginn der Psychose Hölderlins einzugehen.

Es ist vielleicht nicht bloß das Spiel des Zufalls, daß wir auf die Aktualität dieses Stoffes schon eine Art indirekten Hinweis zu verbuchen haben. Daß unser Patient, wie wir sahen, gerade diesem Dichter seine besondere Zuneigung schenkte, ist wohl schon der Ausdruck innerer Verwandtschaft und birgt, wie sich zeigen wird, ein Problem, das uns noch beschäftigen muß. Der Roman „Hyperion" ([18] ist bekanntlich vor der schizophrenen Erkrankung entstanden und abgeschlossen und liegt infolgedessen nicht im Gesichtsfelde unseres Themas. Die Arbeiten, die uns angehen, sind nach den Ergebnissen der pathographischen Studien die nach 1800, an Dichtung also hauptsächlich die sogenannten „späten Hymnen" und die Uebersetzungen, an Prosa die philosophischen Schriften und die Briefe von 1800 an ([18].

Wie man weiß, ist die Dichtung jener Iahre bis unlängst von der Mehrzahl ihrer Kenner ästhetisch abgelehnt worden. Die in psychiatrischer Hinsicht gewiß verdienstliche Studie Langes ([19] verwirft sie ohne viel Bedenken, indem sie den Nachweis ihres psychotischen Charakters einer künstlerischen Verurteilung gleichsetzt. Auch von literarhistorischer Seite ist man früher nicht allzu glimpflich mit ihr umgegangen. Anders war das Urteil einzelner Persönlichkeiten, die als Künstler tiefen Anteil daran nahmen. Hier begegnen wir bezeichnenderweise einer Kette positiver, ja begeisterter Stimmen, die bei Bettina von Arnim ([20] beginnt und in der Gegenwart immer vollgliedriger ([21], [22], [23] wird. Sehr bemerkenswert ist es, daß sich ihnen Aeußerungen von Literarhistorikern und Philologen vom Range Diltheys ([24] und von Hellingraths ([25], [26] an die Seite stellen, die nicht allein eine relative Würdigung befürworten, sondern in der Anerkennung eines neuen lyrischen Styls gipfeln. Hellingrath insbesondere weist eine kontinuierliche Entwicklung bis zum Iahre 1805 nach, die geistig völlig begreiflich ist. Mit ihm und durch ihn ist bekanntlich eine unerwartete Aenderung des ästhetischen Urteils eingetreten, die im letzten Iahrzehnt zu einer — leider nicht ganz von modischer Verunreinigung freigebliebenen — Hochstellung geführt hat.

Wir haben in dem Für und Wider der Meinungen, die sich hier bekämpfen, ein Spiegelbild der Schwierigkeiten, von denen zu Beginn

die Rede war. Der Umstand, daß es besonders Künstler sind, die schon früh ihre Liebe zu dieser Produktion bekannten, und daß es andererseits der so sehr ästhetischen Gegenwart (27 vorbehalten blieb, ihren Styl in breiterer Schicht zu akzeptieren, enthält jedoch bei Lichte besehen schon die Entscheidung über das Wesentliche des Problems. Daß es möglich ist, daß eine Gruppe ungewöhnlich stark mit Sprache und Dichtung verknüpfter Menschen die Niederschläge der ersten manifesten Krankheitsphasen über die Produktion der gesunden Vorzeit stellt, und zwar mit speziellem und nachdrücklichem Hinweis auf den symptomreichen Styl, kann einen Augenblick verblüffen. Der Sinn dieser Tatsache wird aber klar, wenn man sich die Mühe macht, den Elementen näher zu treten, auf denen die besondere Wertschätzung beruht.

Auf literarhistorischer Seite ist es Dilthey (24 vorbehalten gewesen, die beiden Hauptmomente, um die es sich hier handelt, als Erster zu kennzeichnen. Er spricht von der bildlichen Stärke und von der Befreiung des inneren Gefühlsrhythmus in den Werken dieses Lebensabschnitts. Die umfangreichen und eingehenden Arbeiten Hellingraths (25, 26 bleiben naturgemäß bei diesen Begriffen nicht stehen, sondern gehen ins Spezielle. Seine großangelegte Ehrenrettung der Hymnen und der Uebersetzungen liegt jedoch in derselben Richtung. Einen beachtlichen Teil nimmt darin der Nachweis ein, daß die harte und schwere Sprache, an der drei Generationen vorübergegangen sind, in den großen Erscheinungen der klassischen Dichtung, besonders in Klopstock und Goethe, nahverwandte Parallelen und daß die allgemeine Gewöhnung an die Glätte der Epigonen stark zu ihrer Ablehnung beigetragen hat. Es ist sehr bezeichnend, daß der Standpunkt des Psychopathologen, der die psychische und künstlerische Entwicklung jener Phase als Funktion und Begleiterscheinung eines Krankheitsprozesses ansieht, völlig gleichgültig behandelt wird. So bedauerlich uns dies in rein wissenschaftlicher Hinsicht erscheinen muß, verdanken wir der konsequenten Vernachlässigung der Probleme, die sich an dieser Stelle erheben, doch eine gewisse Bereicherung unserer Erfahrung. Der Umstand, daß wir handgreiflich erkennbare Niederschläge der Erkrankung hier einmal restlos in die Perspektive einer rein vom Künstlerischen ausgehenden Problementwicklung aufgehen sehen, beweist auf indirektem Wege so viel über die innige Beziehung beider Phänomenreihen, daß wir uns unwahrscheinlich reichlich für den damit einhergehenden Verzicht entschädigt fühlen.

Es ist für den Psychiater mühelos, in dem von Hellingrath hervorgehobenen stylistischen und inhaltlichen Neuerwerb der Prozeßzeit die typischen Stigmata wiederzuerkennen, denen wir im Vorigen unser Interesse gewidmet haben. Die Steigerung des sprachlichen Könnens, die er am anschaulichsten in der Gegenüberstellung älterer Gedichte mit ihren späteren Umarbeitungen zeigt, liegt, wenn wir uns seiner eigenen Charakterisierung bedienen wollen, überall in dem Streben

nach „größerer Wucht und sinnlicherer Bildlichkeit, nach gedrängterem Ausdruck, kräftigerem Ausdruck, härterem Ton, nach Nüchternheit". Es macht sich ein „äußerstes Streben nach Ausdrucksgewalt und nach Gegenständlichkeit" bemerkbar, noch tiefer gefaßt: „eine auch schon aus der Versöhnung mit allen Dingen der Welt hervorgehende Lust, möglichst viel sinnige Bilder, geschichtliche Gegenstände hereinzureißen und zusammenzuführen" ([26]. Selbstverständlich besteht in der Dimension der behandelten Dinge — worauf der letzte Satz uns nicht erst hinzuweisen braucht — ein Unterschied zwischen der Feder des Dichters und der Kranken, von denen wir hier berichten können. Es ist aber wichtig, daß diese Seite seines Schrifttums für die spezielle Würdigung, von der die Rede ist, nicht die wesentlichste Rolle spielt. Was die eigene Lyrik dieser Zeit und die Uebersetzungen dem früheren Werk gegenüberzustellen gestattet, ist die oft fast ebenso erschreckende wie befriedigende Unmittelbarkeit der Sprache. Wir haben sie sowohl in Gestalt einer vor nichts zurückweichenden Präzision in der Wiedergabe des Gedankens als der einzelnen Vorstellung. Die Befreiung des inneren Gefühlsrhythmus von den gebundenen metrischen Formen, die Dilthey neben der bildlichen Stärke als Spezificum erkannte, ist zweifellos ein Ergebnis dieses eigentümlichen Verlangens, das sich andererseits in Neologismen, kühnen Komposita und überraschend geraden Einzelworten Genüge verschafft. Hand in Hand damit geht die vielbesprochene Direktheit der Dramen- und Pindarübersetzungen ([25], in denen nicht nur eine Gleichheit Wort für Wort, sondern auch der Wortfügung erstrebt und stellenweise gewaltsam aufrechterhalten wird. Wir müssen Hellingrath beipflichten, wenn er die dichterische Qualität dieser Arbeiten für nahezu unvergleichlich erklärt. Von dem Gesamtschaffen der Periode kann man sagen, daß kaum je gleich Tiefes in ähnlicher Unverstelltheit und Nacktheit Sprache geworden ist. Aber eben dieses, was den außerordentlichen dichterischen Reiz ausmacht, läßt sich nicht von den — naturgemäß an Spuren des Bildungsbesitzes ärmeren und daher im Durchmesser und Rahmen des Gesagten graduell so viel engeren — Ausdrucksniederschlägen anderer Kranker trennen. Dasselbe gilt von der Eigenart der Bilder, die hauptsächlich in der unbeirrten Kühnheit der Ueberleitung von kompliziert Abstraktem in oft geradezu schlicht Sinnliches liegt. Wir sehen in manchen klaffende Fernen überbrückt und Anschauungsformen in gegenseitige Beleuchtung gerückt, die nicht ohne bewunderndes Staunen hingenommen werden können.

Hölderlin hat in dieser Zeit eine poetische Theorie entwickelt ([28], deren schwer zugängliche komplizierte Gedanken das Ueberleiten vom Geistigen ins Sinnliche zum Hauptgesichtspunkt erheben. Als das Wesentliche und eigentlich Ideale stellt er das „Geistigsinnliche", das „Formalmaterielle" hin. Seine tiefgründige Theorie geht dabei von der idealischen Behandlung einer- und dem Ausdruck andererseits aus. Die idealste Behandlung soll in ihrer Metapher vereinigen, der Ausdruck hingegen trennen. In der Mitte zwischen beiden steht

die Bedeutung des Gedichtes. — Das Wesen des Gedichtes wird demnach, — um Böhm ([29] sprechen zu lassen — als Metapher, als Uebertragen dieser „Bedeutung" in einen Schein bestimmt. Wir sehen die Fülle der Ueberleitungen und auch ihre besondere Art damit kunsttheoretisch erklärt, während es keinem Zweifel unterliegt, daß sie gleichzeitig Symptome der Krankheit sind. Es ist klar, daß für diese Gedichte — wie Jaspers ([6] sagt — „formales ästhetisches Verstehen nötig ist und rationales Verstehen nichts hilft". — Von höchster Bedeutung ist bei alledem das Eine: daß Kunst und Krankheit in ihren Ergebnissen anscheinend so innig verflochten sind, daß es möglich ist, auch von der Seite kunsttheoretischer Erwägungen und vom ästhetischen Verstehen her eine Erklärung dieser Dinge zu finden.

Von prinzipieller Bedeutung ist nun ferner die Tatsache, daß diese Bilder und Metaphern nicht auf die Dichtung beschränkt bleiben, sondern daß der Dichter auch in seinen theoretischen Schriften weitgehendst davon Gebrauch macht. Es kommt dabei, wie Hellingrath es ausdrückt ([25], oft zu Versuchen, „Dingen, die im Gebiet der Wissenschaft überhaupt nicht da sein können, durch den metaphorischen Ausdruck — der allerdings irgendwie wesensverwandt ist mit der Erkenntnis — ein Scheindasein in ihren Grenzen zu geben." Man kann auch dieses Phänomen, das besonders in den Anmerkungen zu den Sophoklestragödien deutlich wird, noch gerade eben aus der vorwiegend lyrischen Grundeinstellung des Autors ableiten. Wir befinden uns mit ihm jedoch sichtbar an der Grenze dessen, das nur noch aus der Bekanntschaft mit der Seele des Schizophrenen verstanden werden kann. An dieser Stelle müssen wir bedauern, daß Hellingrath nicht mehr die Ergebnisse der jüngeren Schizophrenieliteratur zur Verfügung gestanden haben, die sich mit der prälogischen und symbolischen Denk- und Erlebnisweise der Kranken auseinandersetzen. Zweifellos gehört ein Teil des inkommensurablen Restes in dieses Gebiet. Wir begegneten bereits bei den Texten unseres Kranken „H. W." der Notwendigkeit, gewisse Worte, die in durchaus uneigentlichem Sinn verwendet waren, ihrem metaphorischen Gehalt entsprechend zu übersetzen. In den Anmerkungen verlangen einzelne Ausdrücke dieselbe Behandlung. Deutlicher als oben zeigt sich hier aber die Fehlerhaftigkeit der Verallgemeinerung der Entgleisungshypothese. Wir sehen an der Stufenleiter, die von der voll nacherlebbaren Metapher über allmählich subjektiver und abstrakter werdende Zwischenglieder an sie heranführt, deutlich in den Sinn dieser Gebilde herein und erkennen, daß sie einer spezifischen Neigung zur Uebertragung entstammen, die hier endlich an der Unmöglichkeit, Begriffliches auf diesem Wege zu bewältigen, strandet.

Was die philosophische Prosa aus der Zeit kurz vor und um Krankheitsbeginn charakterisiert, kann kaum besser wiedergegeben werden als in der Ausführung Böhms in seiner biographischen Einleitung zu den „Gesammelten Werken" ([29]. „. . . mehr als andere zeitgenössische Arbeiten", schreibt er, „verlangen Hölderlins philosophische Versuche

ein Aufgehen in dem dialektischen Dreitakt wegen eines Mangels an begrifflichen Definitionen, bei nicht immer einheitlich durchgeführter, sondern erst beim Niederschreiben entstehender Terminologie; so kann der Sinn des Ganzen erst durch ein Studium der verwandten Autoren näher gerückt werden, und man hat die äußerlich nervös hingewühlten Konzepte oft kurzerhand für Wahnsinnsprodukte bezeichnen mögen. Vor allem schwelgt Hölderlin in grotesken Wortkompositionen, in denen das paradoxe Schema der logischen Identität zum Ausdruck kommt. Begnügen sich seine Mitstrebenden mit der Komposition der Grundbegriffe, einer intellektuellen Anschauung oder eines Subjekts-Objekts, so wird das gleiche Prinzip bei Hölderlin auch auf die Potenzen angewendet: das Geistigsinnliche, das Formalmaterielle des Gedichtes, das harmonisch Entgegensetzende, das Idealisch-Charakteristische. Daneben stört die später von Hegel so künstlich gehandhabte, auch schon vom jungen Schelling gelegentlich verwendete Abstufung des Absoluten durch Präpositionen in Wendungen wie an sich und für sich. Der Satzbau ist von jener abgezirkelten Eleganz, die auch die Romantiker an Schillers philosophischem Style tadelten, wo der Gedanke sich am Schema des logischen Einschlags häufig genug ohne Anschauung forttastet und in ein bloßes Jonglieren mit Begriffen ausartet. Eng damit zusammen hängt eine gewisse Zwangsmäßigkeit, Alles sagen zu müssen, und den Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen totzuhetzen, eine übermäßige, oft scheinbar ermüdete Vollständigkeit im Kombinieren von Möglichkeiten, wo der gesammelte Verstand mit einem schlagkräftigen Begriffe endlose Gedankenreihen hätte begrenzen sollen. Hölderlins Aufsätze sind das Unsinnlichste, was die spekulative Periode hervorgebracht hat. Aber, wenn der Autor seine Gedanken mit fliegender Hast auf das Papier wirft, wenn er die Umformung des Ausdrucks, die in den dichterischen Konzepten als Variantenfülle erscheint, hier unter der Fülle von Synonymen vergißt, endlose und doch gelenkig gegliederte Vordersätze kurze Nachsätze einleiten, und das ganze vom Pathos der Anaphora durchklungen wird, so offenbart sich hier die Gehobenheit des Entdeckers neuer Gebiete mit einer eigenen künstlerischen Form, die von Schellingischen Prätensionen ebensosehr absticht, wie von Hegels Bohrarbeit und Humbolds etwas nüchterner Lichtheit. In ihrer ausladenden Unerschöpflichkeit trägt diese Prosa die Farbe der Jugendhymnen. Es spricht die Begeisterung einer Zeit daraus, die sich bewußt wird, in der Philosophie nicht ein Mittel zur Vollendung des Lebens zu besitzen, sondern im Philosophieren die Vollendung selbst zu erleben."

Es wird dem Leser nicht entgangen sein, daß ein gut Teil von dem, was diese Kritik berührt, auch für die Texte unseres Patienten geltend gemacht werden konnte, und er mag verstehen, daß wir aus diesem Grunde gern ausgiebig auf sie Bezug genommen haben; umsomehr als er einer Zurückhaltung im direkten Vergleich von dichterischen und philosophischen Arbeiten des Dichters mit unserem Arbeitsstoff gewiß seine Zustimmung schenkt. Um das Prinzipielle der uns interessierenden

Erscheinungen hervortreten zu lassen, würden die angeführten Aeußerungen berufener Interpreten wohl überhaupt genügen. Damit das Besondere von Ton und Gebärde Hölderlinscher Sprache jedoch trotz dieser Beschränkung nicht ganz ohne direkte sinnliche Repräsentanz bleibt, seien wenigstens einige Briefstellen angeführt, in denen es erkennbar zutage tritt. Dabei haben wir Gelegenheit, die behandelten Fragen noch einmal im Konkreten zu wiederholen und gleichzeitig auf die Meinung anderer Autoren einzugehen, besonders die Stellungnahme Langes, nicht so sehr aus Erfordernissen, die sich gegen spezielle Urteile dieses Autors richten, wie aus dem beachtlicheren Grunde, damit der Meinung Vieler zu begegnen, für die die seine einigermaßen typisch ist.

Lange bringt nur den Brief an Böhlendorf vom 2. 12. 1802 und meint, der Ausdruck sei im Ganzen umständlich feierlich, steif und hochgeschraubt. Oft stehe statt eines umrissenen Begriffes ein leeres Wort. Dabei mache die rhetorische Schönheit der Sprache den Leser anfangs stutzig und zwinge ihn, sich zu fragen, ob nicht doch irgendein poetisch geformter Tiefsinn dahinterstecke. Er glaubt, dies Letztere als Täuschung erklären zu dürfen, die in der hohen formalen Sprachgewandtheit wurzele, die dem Dichter v o r seiner Erkrankung eigen war. — Sehen wir den Brief daraufhin an! Er lautet:

Mein Teurer!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indeß in Frankreich gewesen und habe die traurige, einsame Erde gesehen; die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind. Das gewaltige Element, das Feuer des südlichen Himmels, und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen.

In den Gegenden, die an die Vendée grenzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessiert, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgefühle sich wie in einer Virtuosität fühlt, und seinen Durst zu wissen, erfüllt. Das Athletische der südlichen Menschen, in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter; ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie sie in ihrem Klima wuchsen, und die Regeln, womit sie den übermütigen Genius vor des Elements Gewalt behüteten. Dies bestimmte ihre Popularität, ihre Art, fremde Naturen anzunehmen und sich ihnen mitzuteilen. Darum haben sie ihr eigentümlich Individuelles, das lebendig erscheint, sofern der höchste Verstand im griechischen Sinne Reflexionskraft ist, und dies wird uns begreiflich, wenn wir den heroischen Körper der Griechen begreifen; sie ist Zärtlichkeit, wie unsere Popularität.

Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst, die auch in der höchsten Bewegung und Phänome-

nalisierung der Begriffe und alles ernstlich Gemeinten dennoch alles stehend und für sich selbst erhält, so daß die Sicherheit in diesem Sinne die höchste Art des Zeichens ist. Es war mir nötig nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusetzen auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.

Die heimatliche Natur ergreift mich um so mächtiger, je mehr ich sie studiere. Das Gewitter, nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Gang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind an einem Ort, und das philosophische Licht um meine Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin bis hierher!

Mein Lieber! Ich denke, daß wir die Dichter bis auf unsere Zeit nicht kommentieren werden, sondern daß die Sangart überhaupt wird einen anderen Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen.

Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen für uns selbst; sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden. Lebe recht wohl!

Dein H.

Ich glaube nicht allein zu stehen, wenn ich bekenne, daß dieses Schreiben auf mich den Eindruck einer zwar nicht ganz leicht lesbaren, deshalb aber doch in tieferem Sinne durchaus klaren und weitsichtigen Darlegung macht. Es ist bei Kenntnis der Pläne und Ideen, die den Dichter um diese Zeit beschäftigen, keine Frage, daß die beiden Hauptgesichtspunkte: Verhältnis zu den Griechen und zur Natur, tatsächlich im Mittelpunkt seines Denkens standen. Beide waren, wie wir aus den anderen Schriften wissen, in den Fluß einer Umwandlung getreten, über deren Sinn und Gewicht er sich eben klar zu werden glaubte. Die Mitteilung an den Freund ist sichtbar der Niederschlag solcher Reflexionen. Daß diese inhaltsarm oder gar leer seien, ist nicht wahr. Der Gegenstand, um den sich alles dreht, ist allerdings so wenig alltäglich, daß er für manchen Leser uneinfühlbar bleiben mag. Wir sehen das Hauptaugenmerk des Schreibers auf das neuartige Interesse für das Sinnlich-Körperliche gerichtet, das er seit einiger Zeit erwachen fühlt und de facto in der Art und Wahl seiner Schilderungen bekundet. Natürlich haben wir allen Grund, in diesem Phänomen eine Spielart der Modifizierung des Umwelterlebnisses anzunehmen, die in dieser Phase der Schizophrenie so häufig zutage tritt. Jedenfalls hängt der Inhalt des Briefes nicht in der Luft, sondern ist durchaus qualifizierbar. Die seelischen Motive, die hinter ihm stehen, recht-

fertigen aber auch den Ton, in dem er vorgetragen wird. Was auf den ersten Blick als feierlich, steif und hochgeschraubt angesehen werden mag, verliert diesen Beiklang, sobald wir uns erinnern, mit was für Gefühlen und Vorstellungen der Autor nach Maßgabe seines bisherigen Anschauungskreises behaftet war. Verglichen mit der Sprache der Briefe vor 1800 ist die jetzige eher nüchterner als pathetischer und eher gefüllter als ärmer an sinnlichem Element. Die Neigung zur großen Linie, die Mannigfaltiges vereinigt, z. B. ist alt; neu dagegen die bunte Differenziertheit des Gereihten. Listen wie die, die mit „die Hütten des südlichen Frankreichs" beginnt und bei „und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit" endet, dabei Abstraktes und Sinnliches sprunghaft mischend und mengend, haben wir früher nirgends vor uns. Das Neuartige liegt eher in einem Mehr, nicht in einem Weniger an Bewegung. Ebenso wie die Kühnheit der Bilder und Komposita in diesen Jahren zugenommen hat, ist auch die im Vereinigen innerlich verwandt empfundener, äußerlich entfernter Dinge gewachsen. Nehmen wir die Aufzählung alles dessen, was „jetzt" seine „Freude ist" (Absatz 4), so fällt neben diesem auch das zweite, damit verbundene Prinzip auf, die Einzelvorstellung im Rahmen des Zusammenhangs ungeachtet der dadurch entstehenden Längen möglichst vollkommen deutlich zu machen (Das GEWITTER, nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, — das LICHT in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, — sein Gang im Kommen und Gehen, — das CHARAKTERISTISCHE DER WAELDER und das ZUSAMMENTREFFEN in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind an einem Ort, — und das PHILOSOPHISCHE LICHT um meine Fenster — — — ist jetzt meine Freude"). Es sieht wie eine theoretische Rechtfertigung dieser Tendenz aus, wenn der Verfasser im dritten Absatz von dem „Höchsten der Kunst" sagt, daß es „auch in der höchsten Bewegung und Phänomenalisierung der Begriffe und alles ernstlich Gemeinten dennoch alles stehend und für sich selbst erhält". Zweifellos stellt ein Styl, der diesem Antrieb folgt, sehr große Anforderungen an den Leser. Geht man ihm ruhig wägend und mit einer gewissen Hingabe nach, so entdecken sich aber auch entsprechende Tiefen und Schönheiten, die sich nicht oberflächlich abtun lassen. Nicht anders ist es mit manchen Metaphern wie „die traurige, einsame Erde", das Lebenslicht, das „unmittelbar wird in den Augen und Gliedern", „die Art, wie sie (die südlichen Menschen) in ihrem Klima wuchsen" und anderen. Die Unzulänglichkeit einer Kritik, die diesen Erscheinungen gegenüber von rhetorischer Schönheit und vorgetäuschtem poetischen Tiefsinn reden will, braucht wohl kaum noch näher ins Licht gerückt zu werden. Immerhin sei als weiterer Beitrag zur Frage des Gedankenwertes noch eben darauf hingewiesen, daß der kleine Schlußabsatz, in dem, was er über das Entstehen des Gedankens im Gespräch sagt,

nichts Geringeres vorwegnimmt als Kleists vielbeachteten Satz „l'idée vient en parlant" ([30].

Man kann dem Verfasser dieses Briefes weder gedankliche Tiefe noch Ausdruckskraft absprechen und muß ihm überdies das Fortbestehen psychologischer und stylistischer Fähigkeiten zubilligen, die hinter seinen früheren Leistungen zumindest nicht zurückbleiben. Wenn es trotzdem ein negatives Element gibt, das die positive Beurteilung des Uebrigen unterbricht, so ist dieses in der formel- und floskelhaften Bezeichnung für Begriffsinhalte gegeben, auf deren metaphorischen Charakter wir oben bereits eingegangen waren. Böhm ([29] sieht hierin das typisch Krankhafte, das seiner Meinung nach „in dem Mißverhältnis von individueller Ausdrucksweise und Formelhaftigkeit" liegt, „insofern der Geist bald hinter stereotypen Wendungen Schutz sucht, um nicht denken zu müssen, bald in dem Wunsche mit den Gedanken zu Rande zu kommen, durch hartnäckiges Beharren von Floskeln im Bewußtsein gehindert wird." Wir haben schon angedeutet, daß wir in Bezug auf dieses Phänomen die Auffassung Hellingraths ([25] teilen, der sie nicht als Symptom von Ermüdung und Denkscheu, sondern als Ausdruck der allgemeinen Neigung zur Metapher begreift. Daß dieser Zusammenhang psychologisch durchaus nicht unwahrscheinlich ist, beweist der Umstand, daß wir ganz ähnliche Verhältnisse bei Jean Paul wiederfinden. Wir haben in ihm einen Autor, über dessen Einstellung zur Sprache wir uns aus seinen theoretischen Aeußerungen relativ leichter orientieren können, als aus denen Hölderlins oder des an sich näher stehenden Klopstock, weil sie nicht so wühlend ins Transzendente und Tiefe gehen. Die beispielhafte Originalität Jean Pauls beruht im Sprachlichen ohne Zweifel auf einer bis auf die Spitze getriebenen Vorliebe für den metaphorischen Ausdruck. Auch der oberflächliche Kenner seiner Schriften weiß, daß wir hier das gleiche Nebeneinander von lyrischer Ausdrucksstärke und mehr oder weniger unverständlicher Begriffsformulierung vor uns haben. Könnte man diesem reinen Sachverhalt gegenüber die innere Verbindung beider Komponenten schon für einigermaßen überzeugend halten, so wird sie an Hand einiger Auszüge aus den theoretischen Schriften zur Gewißheit. Der Dichter, der das Wort geprägt hat, die Sprache sei ein Wörterbuch erblaßter Metaphern, und dessen Poetik begeisterte Ruhmespredigten auf den uneigentlichen, bildlichen und sinnlichen Ausdruck enthält ([31], hat uns der Mühe spekulativer Schlußfolgerungen enthoben, indem er im Anhang zum „Titan" auch sein eigenartiges Verhältnis zum Begriffswort in dankenswerter Offenheit dargetan hat. „Da nicht in der Sprache", heißt es in dem boshaft ironischen Angriff auf die Identitätsphilosophie ([32], — „wie in der Mathematik Identität des Zeichens und Objektes stattfindet, ja da die Worte nicht einmal Schattenbilder, nicht einmal fünf Punkte vom Objekt — denn dies gäbe doch etwas von der Sache — sondern willkürliche, nichts malende

Schnupftuchsknoten der Besinnung sind, so ist für den Philosophen, der immer das Ei früher ausbläset als ausbrütet, die Sprache gerade ein unentbehrliches Werkzeug" . . . Wir sehen in dieser Aeußerung auf die Wurzeln unseres Phänomens. Was den Autor das Wort in gewisser Hinsicht mißachten läßt, ist der Einblick in seine unzureichende Identität mit dem, was es seinem eigenen Verlangen nach ausdrücken soll. Diese Grundlage macht zwei praktische Folgerungen erklärlich: einmal eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Bedeutung eines Begriffs, zweitens das Bestreben, sich dem Ziel (der Uebereinstimmung von Zeichen und Objekt) auf subjektivem Wege zu nähern. Daß das rationelle Verständnis von Worten dieser Herkunft für den Leser schwierig und oft so gut wie unmöglich werden muß, liegt auf der Hand. Nehmen wir sie nur „als Metaphern für Dinge, die in Begriffen nicht gefaßt werden können" ([25], so braucht uns dies jedoch nicht zu behelligen. Anders wenn uns an der Wiedergabe des Gedankens selbst liegt. Wir sind dann — wie im Fall unserer ersten Texte — darauf angewiesen, richtige Uebersetzungsarbeit zu leisten.

Bei einem Vergleich zwischen Jean Paul und Hölderlin darf man allerdings einen wichtigen Unterschied nicht außer Acht lassen, der sich darin geltend macht, daß das betrachtete Sprachphänomen bei dem Ersteren in vielen Fällen deutlich die Note des Absichtlichen trägt. Wir können zwar in der Fülle der Begriffsbezeichnungen in Romanen, Anmerkungen, Aufsätzen und Abhandlungen auch eine nicht geringe Zahl solcher finden, zu denen sich kein anderes Verhältnis herstellt als zu denen unseres Dichters. In der Menge der anderen, deren ironische und humoristische Accente vielfach unverkennbar sind (ich erinnere nur an die in immer neuen Begriffsmetaphern durchgeführten Kapitel- und Unterkapitelbezeichnungen wie „Jobelperiode", „Zykel", „Summula", „Enklave", „Sektor", „Gang", „Ruhestunde", „Honigmonat", „Hundsposttag" etc.), ist dagegen aus dem unwillkürlichen ein Willkürakt geworden, dessen Ergebnis spielerisch und tendenziös wirken muß. Der metaphorische Charakter wird hier noch deutlicher als in Hölderlins Entlehnungen aus fremdem Sprach- oder dem Thema unadäquaten Begriffsgut. Bei Jean Paul kommt zu den inneren Antrieben zur Metapher als reinem Ausdrucksmittel deren sprachtheoretische Billigung als bewußtes Kunstmittel und eine ihr speziell entsprechende Mentalität hinzu. Hölderlin, dessen philosophische Orientierung, der seinen durchaus konträr, durch Bejahung der Identitätslehre gekennzeichnet ist, konnte nur aus einem empfundenen, nicht aus einem begriffenen und überdies noch anerkannten Bedürfnis in die Lockerung der Ordnungen einwilligen. So wirken seine Prägungen denn auch immer ungewollt und ähneln auf den ersten Blick viel mehr den Entgleisungen des Versprechens und Verlesens. Es setzt ruhige Vertiefung in das Sprachganze voraus, Ausdrücke wie „der tragische Transport" ([33], „die Zeit, die sich kategorisch wendet" ([33], den Nachsatz zu dem oben besprochenen Gedanken über die Fürsich-

stellung des Einzelnen in der höchsten Kunst („so daß die Sicherheit in diesem Sinne die höchste Art des Zeichens ist"), Worte wie „Reflexionskraft" und „Popularität" in unserm Brief, „Kalkul" ([33] und „faktisch" ([34] in den Dramenanmerkungen als das zu verstehen, was sie ihrer inneren Herkunft und Bedeutung nach sind. Aus dem, was Hölderlin selbst theoretisch über die Sprache geäußert hat, geht klar hervor, daß er in den fraglichen Jahren mit demselben Problem rang wie sein leichtzüngigerer Zeitgenosse. Die Schrift über die Darstellung aus der zweiten Homburger Zeit ([28] dreht sich um den Gegensatz zwischen der Empfindung, die Ausdruck werden will, und dem objektiven Mittel, den „Uebergang von einer bestimmten Unendlichkeit zur allgemeineren". Sein Ideal ist ganz verständlich, wenn es auch hier wieder in langen schwierigen Worten umschrieben wird: Er will „die bestimmte Unendlichkeit" (das Subjektive) „soweit ins Leben rufen", „die unendliche" (das Objektive) „so weit vergeistigen", „daß eines an Geist und Leben dem andern gleich ist". Das grundsätzlich Wichtige ist ihm aber, daß „die Sprache Ausdruck einer echten schönbeschriebenen Empfindung sei". Wir haben schon gesagt, daß aus dieser Grundrichtung seines Strebens zunächst Ausdrücke mit eigentümlicher Mischung von Abstraktem und Konkretem zugänglich werden („das tragischmüßige Zeitmatte", „das Träumerischnaive", „tödlichfaktisch", „das griechischtragische Wort" [alle aus den Antigone-Anmerkungen] ([34]). Ueber sie, nur einen Schritt weiter nähern wir uns den Worten, die nur Entlehnungen sind: der Dichter gebraucht sie wie andere Autoren Entlehnungen aus fremdem Mythenstoff. Er nimmt sie, um das Vorgestellte, das er zu komplex erlebt, um es in ein klarumgrenztes näherliegendes einverleiben zu können, unschärfer, komplexer und dadurch adäquater zum Ausdruck zu bringen.

Glauben wir dies jetzt endgültig gesichert zu haben, so ist damit natürlich an dem ästhetischen Urteil über diese Erscheinung nichts geändert. Was für uns in Frage kommt, ist ja aber auch nicht das Problem künstlerischen Werts oder Unwerts, sondern der psychologische Sinn der Phänomene und ihr faßlicher Zusammenhang. Der Brief an Böhlendorf bietet besonders gute Gelegenheit, in diesen Fragenkreis hereinzusehen. Wir wollen jedoch nicht schließen, ohne ein Streiflicht auf einige Ausschnitte aus der übrigen Korrespondenz zu werfen. Im Prinzip ist der Befund in jedem der gleiche: überall ein Lyrismus, der sich nicht scheut, sich ganz zu verausgaben und der dabei häufig die Grenze berührt, an der das mit subjektivem Bedeutungsgefühl gefüllte Wort objektiv nicht ganz zureicht: neben Schönheit Längen, neben kraftvoll zusammenschließenden Metaphern solche von kaum mehr nachfühlbarem Ausdruckssinn.

Zunächst aus einem Brief an die Schwester, die ihren Mann verloren hat, Anfang 1800: Er schreibt ihr, daß ihn nichts abhalten solle zu kommen, um ihr zu helfen „. . . *und ich denke, Liebe, daß ich zu Dir taugen werde, weil ich manches in der Welt zu ertragen gelernt habe*

und nach mancherlei Erfahrung die Anhänglichkeit an Dich und die unsrigen nur gründlicher und ewiger geworden ist". Etwas weiter unten: *„Sorge nur für Deine Gesundheit, Liebe, und lebe gerne"!* Auffällig im Gegensatz zum Styl des Gesunden ist die gerade, in ihrer Schlichtheit bis an die Grenze des Möglichen gehende Aufrichtigkeit des Ausdrucks. Aehnlich in dem zweiten der beiden Entwürfe an einen Unbenannten: *„Nehmen Sie meinen wahrsten Dank, Verehrungswürdiger! für die treuen Bemühungen, womit Sie eine bessere Literatur aufrechtzuerhalten bemüht sind und seien Sie versichert, daß ich Ihrer Einladung durch die besten Kräfte, die ich habe, folgen werde*". Man liest diese Zeilen, so ungeschickt ihre schleppende Schwerfälligkeit zunächst wirken mag, nicht ohne besonderen Anteil, weil man im Grunde weniger ein Versagen der Kräfte, als ein besonders inniges Bemühen um gefühlsechte Wiedergabe der Empfindung heraushört. In einem Brief an den Bruder 1801 wird diese Grundlage noch fühlbarer:

„Ich fühlte den ewigen Lebensmut, der uns, voll liebenden Vertrauens, durch alle Perioden des Daseins oft stillmahnend, oft in seiner vollen frohen Kraft hindurchfährt, diesen Geist der Jugend und der Weisheit fühlt ich einmal wieder, recht wie er erscheinen muß, wenn wir ihn erkennen sollen und Deine treuen frommen Abschiedsworte konnten diese Stimmung nur noch reinigen und verschönen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Indes begnüge Dich mit diesen flüchtigen Worten und nimm zum Abschiede die stille aber unaussprechliche Freude meines Herzens in Dein Herz und laß sie dauern, bis sie nicht mehr so die einsame Freude von Freund und Bruder ist. — Du fragst mich welche?

Diese, teure Seele! daß unsre Zeit nahe ist, daß uns der Friede, der jetzt im Werden ist gerade das bringen wird, was er und nur er bringen konnte, denn er wird vieles bringen, was viele hoffen, aber er wird auch bringen, was wenige ahnden".

Positiv das didaktische Erfassen, der lyrische Ton, aber wieder die Nebennote dabei, als ob der philosophische Dichter ohne die Fesseln der praktischen Mitteilungsgesetze spräche.

An die Mutter 1801:

„Ich kann in der Tat nicht anders sagen nach der Ueberzeugung, die ich mir seit 10 Tagen geben konnte, als daß die zahlreiche Familie, in der ich lebe, aus solchen Menschen besteht, unter denen man mit zufriedener Seele leben muß, soviel unschuldiger Frohsinn ist unter den jüngeren und so ein gesunder Verstand und edle Gutheit unter den Aelteren".

Die Umständlichkeit dieser Schilderung seiner neuen Lebensverhältnisse in Hauptwyl zeigt so recht den tiefen Grund, aus dem die Langwierigkeit der Sätze hervorgeht. Es ist keine Frage, daß dieser Satz mehr will als lediglich abstrakte Ueberlegungsergebnisse mitteilen. Es liegt dem Autor unverkennbar daran, das Erlebnis der neuen Umgebung so nachfühlbar wie möglich zu machen, analog dem Bestreben, mit möglichst deutlichsprechenden Gefühlsworten („Liebste Mutter", —

„Meine Teure", „Teuerste" (an die Schwester), — „Liebster Karl", „Mein Karl" (an den Bruder), — „Verehrungswürdigster" (an Schiller) — die ganze Stärke seiner Zuneigung zu den Angeredeten zur Sprache kommen zu lassen.

Es ist streng genommen nicht die besondere Leidenschaft und Größe der Gefühle sondern die heftige und starke Gebärde, mit der sie sprachlich dargestellt werden, was die eigentümliche Wirkung auf uns ausübt, eben deshalb können es auch abstrakte Dinge sein, deren Darstellung uns ähnlich unmittelbar berührt:

An den Bruder aus Hauptwyl:

„Nur ein zu großes Geringschätzen alles dessen, was notwendig ist, war auch imstande, mich in jenen größeren Irrtum zu verleiten, in welchem ich zu sehr, und wirklich mit einem abergläubigen Ernste alles äußerliche, das heißt alles, was nicht im Gebiet des Herzens liegt, ansah und aufnahm".

Was der Antrieb zu allem Schwerfälligen und Schönen seiner Sprache ist, sagt er selbst noch einmal in demselben Brief:

„Künftig, je mehr wir sprechen und fühlen werden, wie kalt das Wort ist, umsomehr werden wir Seele und Treue hineinzulegen suchen, umsomehr wird alles in uns lebendig werden, was gut ist."

Der letzte Brief an Schiller zeigt, wie schon kleine Auszüge veranschaulichen, die gleiche Mischung:

„Sehr oft, Verehrungswürdigster! dankt ich in solchen Lagen Ihnen im Innersten, daß Sie mir eine Freude gegeben hatten in Ihrem Umgang, die noch keine böse Stunde auslöschen konnte in mir."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Es ist nicht, als ob ich nicht auch dieser Spähre (seiner Pastorenlaufbahn) *ihren möglichen Wert und ihre Freude gönnte. Aber ich sehe, daß die Beschäftigung und ganze Manier, die einmal zur Bedingung geworden ist in dieser Lage, doch zu sehr mit meiner Aeußerungsart kontrastiert, als daß ich über diesem Widerspruche nicht am Ende alle Mitteilungsgabe verlieren müßte".*

Ueber die Zeitschrift, die er gründen wollte: *„Sollten Sie es widerraten, so bin ich ruhiger auf einem anderen Wege und werde sehen, wie ich mich aufrecht erhalte."*

Das merkwürdig Erschütternde, das dieser Styl an sich hat, ist von Manchen dem Dichter, nicht dem Kranken zugute geschrieben worden. Der Vergleich mit dem Material, das andere Schizophrene bieten, belehrt uns jedoch, daß das Nackte, Hüllenlose der Sprache, die „simplicité délicieuse", und „sincérité" ([35], dieses eigentümliche Melos, das immer wieder in die Nähe der Metapher, zu Bildern und zu eigenwilliger Fügung der Worte führt, Allgemeingut einer großen Zahl der Kranken ist. Jaspers, der an Strindberg, van Gogh und Hölderlin die Ansicht entwickelt, daß man sich den Seelenzustand mancher Kranker in der Anfangszeit des Prozesses als hochgradig gespannt durch tiefe Erlebnisse und diesen entgegenwirkende Abwehranstrengungen vorstellen

müsse ([6], hat die Werke von 1801—05 als Erster in der doppelseitigen Bedeutung gewürdigt, die ihnen als sowohl psychopathologisch als ästhetisch interessierendem Material zukommt. Wir dürfen nicht verkennen, daß es für die weitere Kenntnis der Krankheit wie für gewisse kunstwissenschaftliche Fragen wichtig sein muß, die Tatsachen, die hier auf eine Zunahme bestimmter ästhetischer Funktionen hinzudeuten scheinen, weder zu vergrößern noch zu verkleinern. Was wir bisher aus unserer eigenen Arbeit ermittelt zu haben glauben, ist der Erweis, daß der von berufenen Autoren positiv bewertete „späte Styl" Hölderlins in seinen wesentlichen Elementen Krankheitsausdruck ist und als solcher greifbare Parallelen in den Niederschlägen anderer Kranker hat. Ein Satz aus dem einen der Briefe an einen „Unbenannten" läßt dies vielleicht noch deutlicher als alles Bisherige in Erscheinung treten:

„Solang ich für meine Freunde" — lautet er — *„und alles andere was uns angeht, mich nicht leichter* (soll sagen „weniger schwer" — Anm. d. V.) *interessiere, als es jetzt der Fall ist, solange werde ich wohl aus dem natürlichen Instinkt, noch bei mir selber zu bleiben, immer spröde tun müssen. Jede Beziehung zu anderen Menschen und Gegenständen nimmt mir gleich den Kopf zu sehr ein und ich habe dann meine Mühe, sobald ich irgend ein besonderes Interesse bei mir zum Vorschein und zur Sprache kommen lasse, wieder davon weg und auf etwas anderes zu kommen."*

Ich glaube, wir haben hier die Erklärung für das allgemeine Verhältnis zum Wort in den Jahren nach 1800. Einerseits wird die Stelle im Brief an den Bruder „Künftig, je mehr wir fühlen werden, wie kalt das Wort ist . . ." verständlich. Die Versenkung in Menschen und Dinge, von der die Rede ist, ist nichts anderes, als das gesteigerte emotionale Erleben, das wir bei unserem ersten Fall hypothetisch als Grund der Spracherscheinungen in Erwägung gezogen haben. Es ist klar, daß derjenige, der so erlebt, dem Worte gegenüber sich leicht in einem Dilemma befindet. Die Verwandtschaft mit dem Verhältnis des lyrischen Dichters, die wir zunächst aus der Sprache selbst abgeleitet haben, erscheint nunmehr auch theoretisch belegt. Wir sehen aber auch die zweite, nicht weniger wichtige Seite beleuchtet, jenes eigentümliche Spröde, das, je weiter wir uns von der Grenzscheide zwischen Krankheit und Gesundheit entfernen, immer deutlicher wird. Neben dem Drange nach Prägnanz und möglichster Empfindungstreue ist sich Hölderlin — wie auch Böhm ([29] nicht unverwähnt läßt, — in den folgenden Jahren einer immer größeren Objektivität bewußt geworden. Wir haben bei unserem ersten Kranken Beispiele einer übertriebenen Vorsicht in der Prägung des Ausdrucks kennengelernt, die aus einer übergroßen Scheu vor der Aeußerung unkontrollierter subjektiver Meinungen hervorzugehen schienen. Bei Hölderlin geht Hand in Hand mit dem Strengernehmen des Einzelworts, das sich auch in der Verleihung größeren Eigengewichts in der neuen rhythmischen Fügung geltend macht, die Anerkennung der Notwendigkeit objektiver Selbstkritik. Die Wurzel dieser Erscheinung dürfen wir m. E. in der Wendung über das

„Sprödetun-müssen", „aus dem natürlichen Instinkt", „noch bei sich selber zu bleiben", angedeutet sehen. Wir fassen somit auch sie als Nebenerscheinung und Folge der Steigerung des emotionalen Erlebens auf. Daß diese beiden scheinbar so widerspruchsvollen Elemente in der Tat in Zusammenhang gebracht werden können, wird uns bezeichnenderweise am überzeugendsten durch Bekenntnisse von Künstlern und Kunstpsychologen bestätigt ([36], [37], [38]. Ich zitiere, um nicht mit einer ermüdenden Menge von Belegen aufzuwarten, nur eins von Thomas Mann, das den Gegenstand in etwas elastisch-ironischer Form behandelt, darum aber nicht weniger aufschlußreich ist ([39]. „Das Gefühl, das warme herzliche Gefühl", heißt es, „ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man irgend etwas Außermenschliches und Unmenschliches sei, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Styl, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. . . ." Es ist nicht ganz dasselbe, was Hölderlin in seinen letzten klar verständlichen Aeußerungen dargetan hat. Es ist jedoch die gleiche innere Feststellung, wenn seine lyrische Grundeinstellung ihr auch andere Töne und Accente geben mußte. Wir begegnen im Spätstyl Stifters ([40] Anzeichen einer ähnlich lapidaren Starre, die alle gefühlserregenden Motive von sich fernzuhalten sucht, wie bei ihm. Das Extrem ist schließlich in Briefen der Nachprozeßzeit vom Typ:

„Verehrteste Frau Mutter!

Ich schreibe Ihnen, wie ich glaube, daß es Ihre Vorschrift, und meine Gemäßheit nach dieser ist. Haben Sie Neuigkeiten, so können Sie dieselben mir mitteilen.

Ich bin
Ihr
gehorsamster Sohn
Hölderlin."

erreicht. Diese Erstarrung ist gewiß nicht mehr künstlerisch, auch nicht nach ihrer psychologischen Herkunft. Wir dürfen ebenso wie sie aber auch die Phase höherer emotionaler Erregung, die ihr voranging, und zu der mildere Formen von ihr bereits das Begleitsymptom bildeten, nicht mehr als eine im wahren Sinne künstlerische anerkennen. Die Tatsache, daß der Styl der ersten Prozeßjahre Elemente enthält, die für das ästhetische Urteil tatsächlich als ein produktiver Neugewinn wirken (Spuren davon finden sich auch in den Gedichten der langen Folgezeit), weist zwar auf die innige Verwandtschaft zwischen lyrischen und schizophrenen Sprachphänomenen hin und ist daher von außerordentlichem Wert für unser Thema. An eine Gleichsetzung beider Erscheinungen dürfen wir aber umso weniger denken, als uns gerade der

nähere Einblick in das Vergleichsmaterial, das sich einerseits aus Hölderlins früherem Schaffen, andererseits aus den Krankheitsniederschlägen anderer Patienten zusammensetzt, über ihre typischen Unterschiede belehrt.

III.

Wir haben uns bisher auf 2 Fälle beschränkt, bei denen sich Sprachsymptome, deren Zusammenhang mit dem Krankheitsprozeß von vornherein als erwiesen gelten konnte, auf dem Wege der direkten Einfühlung und des indirekten Verständnisses aus dazugehörigen eigenen Aeußerungen der Kranken, auf Gesichtspunkte zurückführen ließen, die ihre Eigentümlichkeit erklärlich machen. Die Basis, die wir dabei gewonnen haben, bedarf der weiteren Bestätigung aus anderem Krankheitsmaterial. Einmal muß uns daran liegen, die Gültigkeit unserer Schlüsse an Hand anderer Beispiele zu bekräftigen. Zweitens gilt es aber auch nachzuweisen, daß sich die besprochenen Erscheinungen tatsächlich bei einer größeren Anzahl Kranker wiederfinden, um dem zunächst nicht unberechtigten Einwurf entgegenzutreten, daß sie möglicherweise lediglich als Ausdruck bestimmter Individualitäten anzusehen sind.

Ich lasse zunächst einige Niederschriften einer 20jährigen Schizophrenen „R. I." folgen, die ihrer Interessenrichtung zuliebe geisteswissenschaftliche Studien begonnen hatte und in der Beobachtungszeit seit einigen Monaten manifest erkrankt war. Die Kranke beschäftigte sich vorwiegend mit psychologischen Erörterungen über ihre Krankheit, die sie bei der ärztlichen Visite schriftlich überreichte oder zum Nachschreiben vorlas. Wie schon aus einigen Auszügen zur Genüge erhellt, handelt es sich darin um gleiche oder ähnliche Styleigentümlichkeiten, wie wir sie bisher beobachtet haben.

Als erstes zwei Bruchstücke aus einem von ihr diktierten Stenogramm: *„Nun muß ich etwas sagen, was mir allerdings sehr schwer fällt. Der Sturz erlaubte schon kein religiöses Leben und überhaupt Leben mehr, da die psychologische Voraussetzung fehlte. Doch war vor dem Bruch das Religiöse dadurch merklich im Anzuge, so daß ich dieses „tot" auf religiöse Ursache schob, tagelang, um möglichst zum Schluß zu kommen. Da auf Grund des entschwundenen oder aufgefahrenen Geistes sprach ich von Sünde wider den heiligen Geist. Das energische Dagegen von Seiten des Seelsorgers brachte zum verstärkten Kampf. . . . . Somit man meinen Fall verstehen könnte unter dem Thema: Der an sich unmöglichen Beobachtung des völligen Aufbaues der Schöpfung vom untersten bis zum höchsten Geistigen (natürlich Notausdruck), dies war der einfache Schluß."*

Man sieht, es ist wieder ein eigentümlich objektiver Ton vorherrschend, jene Geste des geschulten Essayisten, die wir in dem Beispiel 4 unseres ersten Kranken wahrgenommen haben. Die Kranke neigt merkwürdig stark zu Begründungen und knappen Schlußfolgerungen („d a die psychologische Vorausetzung fehlte", „tagelang, u m möglichst zum Schluß zu kommen", „Da (= dann) a u f G r u n d des . . .", „S o m i t man meinen Fall verstehen könnte . . ."), die dem Ganzen etwas mathematisch Beweismäßiges geben. Auch das D a in „D a auf Grund des entschwundenen oder aufgefahrenen Geistes", das eingeschobene

„t a g e l a n g“, das an sich in „unter dem Thema: Der a n s i c h unmöglichen Beobachtung . . .“ scheinen aus einem sonderbaren Drang nach exakter Präzision hervorzugehen. In dieselbe Richtung fällt die eigentümliche Art der Wortfügung und Satzgliederung: „Somit man meinen Fall v e r s t e h e n k ö n n t e u n t e r d e m T h e m a Doppelpunkt: Der an sich . . . . .“. Es ist, als ob die oberste Losung bei alledem Kürze und möglichst deutliche Hervorhebung des Eigentlichen sei, ganz ähnlich wie wir es bisher gesehen haben. Ein Ausdruck wie „Das energische D a g e g e n von Seiten des Seelsorgers“ wäre in einem anders gefärbten Styl garnicht denkbar. Hier hingegen paßt er so gut in den Gesamtton herein, daß er kaum als seltsam empfunden wird.

Was die weiteren Eigentümlichkeiten betrifft, so sind wir auch diesen gegenüber nicht ohne Vorbilder. Die Frequenz der abstrakten Worte (Voraussetzung, Ursache, Grund, Schluß, Thema) ist uns geläufig. Nicht weniger die bildlichen Wendungen, als welche wir Ausdrücke wie „Sturz“, „Bruch“, „merklich im Anzuge“, „tot“, „völliger Aufbau der Schöpfung vom untersten bis zum höchsten Geistigen“ anzusehen haben. Die Verfasserin macht es uns hier relativ leicht, indem sie uns durch die Anführungsstriche bei „tot“ und den Zusatz „natürlich Notausdruck!“ bei der letzteren Wendung selber darauf hinweist, daß sie diese Ausdrücke als uneigentliche empfindet.

Gehen wir zu dem folgenden Beitrag über, so begegnen wir hier einer der merkwürdigsten Eigentümlichkeiten ihrer sprachlichen Darstellung, nämlich der, anstelle direkter logischer Fassung eine indirekte Paraphrase zu geben, die schon in der Gedankenbildung durchweg metaphorischen Charakter hat.

Heute gebe ich ein wichtiges Beispiel heraus zur Frage der Unmöglichkeit des Seins: „Tätigkeitsunterschiede“ zwischen Ihnen und mir (die Titulierung herauszugeben gelingt mir erst jetzt obgleich der gemeinte Grund stets klar war).

Harmoniumbeispiel. Für Sie in allen gesunden Augenblicken, Fällen, ganzen Tätigkeiten (welcher Art, auch Akte des Vertrauens, Wollens, Liebens u. s. w.) sind alle Register gezogen, und Sie spielen was von Nöten. (Drang oder in der Seele oder in einem andern Teile nicht recht, dann hie und da ein Register eingezogen, Sie können aber trotzdem auf den andern weiterspielen. Hier aber für mich zogen sich alle Register ein, folglich müßte ich aufhören! (Stimme als Selbstverständlichkeit!) Die gleiche Notwendigkeit bleibt bestehen, denn das paradoxe Unglück ist, daß ich bisher noch mit den Nachzitterungen so tat, als ob ich wirklich spielte. Nun aber trotz Hingangs auch dieser Nachzitterungen einen Ton nach dem andern anschlagend, wie der Tag oder eine Aufforderung es bringt, ohne daß Musik oder anderes selbst diese Töne spielt. Auch ist kein Behalten der Töne möglich, die ich anschlug (mit Ausnahme oder um dieses Unhaltbare zu verhindern noch für einige Zeit schuf ich das Notbewußtsein der Zettel, auf Grund deren ich allein noch mich mit Ihnen sachlich unterhalten kann, sonst wüßte ich nämlich nicht, was los ist, und Sie hätten nur den Geist vor

sich, der stets verneint). Wieder ist interessant, daß beim Musikbeispiel mir etwas darauf ankommt auf die „Klangfähigkeit der Töne", obgleich ich im Augenblicke (damals) die Bedeutung nicht sofort klarmachen konnte (wie überhaupt wunderbar sinnvoll das Musikbeispiel des großen Gemäldes, d. h., auf alles erweitert, die ganze Welt u. s. w. und doch so einfach ungezwungen, aus unmittelbarem Sehen geboren, spontan!)

Wie wir sehen, handelt es sich um eine Verfahrungsweise, die wir bisher in dieser Form noch nicht angetroffen haben. Das Verhalten der Kranken scheint dem des Dichters zu entsprechen, der uns seinen Gedanken in einem Gleichnis vorträgt. Das Thema, das auf diese Weise behandelt wird, wird in dem kurzen Vorwort direkt namhaft gemacht: „Tätigkeitsunterschiede" zwischen ihr und den Gesunden. Sie behandelt es indessen indirekt, indem sie, wie sie sich selber ausdrückt, „ein Beispiel herausgibt", das „Harmoniumbeispiel". Es ist interessant, daß dabei erwähnt wird, daß ihr „diese Titulierung herauszugeben" „erst jetzt gelänge", „obwohl der gemeinte Grund stets klar war". Wie aus dieser Nebenbemerkung ersichtlich ist, verbindet sich für sie mit dem Zustandekommen des bildlichen Gleichnisses das Gefühl einer abschließenden Leistung. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sie sich nach der „Titulierung" des auszudrückenden Inhaltes endgültig Herr zu sein glaubt.

Fragen wir uns selbst nach dem Eindruck, den das Schriftstück hervorruft, so müssen wir uns nach vorsichtig nachtastendem Lesen zu der Meinung bekennen, daß sein Inhalt wirklich zu faßbarer Anschaulichkeit verdichtet ist. Das Gleichnis ist zweifellos sehr gut gewählt: Für sie, die Kranke, sind alle Register eingezogen, sie kann daher zwar „tun, als ob sie wirklich spielte", aber sie spielt nicht wie der Gesunde „wirklich", „mit gezogenen Registern". — Auch in der Fortführung: Ihr „paradoxes Unglück" ist, daß sie trotzdem „mit den Nachzitterungen" so tut wie der Gesunde. Sie schlägt Töne an, „ohne daß Musik oder anderes selbst" diese spielt. —

Das Ganze ist nun in einem Styl vorgetragen, der nicht leicht lesbar ist und der von den früheren Beispielen durch eine auffällige Lockerung der Syntax abweicht. Wir stoßen neben Neologismen und Metaphern auf Ellipsen und Anakoluthe. Trotzdem bleibt für den geduldigen Leser, der sich in die Einzelheiten einzufühlen sucht, keine Stelle unverständlich. Man kann sogar, je näher man sich mit dem Text beschäftigt, umso mehr von einer auffälligen Klarheit nicht allein der Vorstellungsfolge sondern selbst ihrer sprachlichen Wiedergabe sprechen. Der Gang des Gedankens ist durchaus folgerichtig: „Für Sie sind (für alle in Betracht kommenden Situationen) alle Register gezogen. Dementsprechend spielen Sie, je nachdem wie es Ihnen ums Herz ist. Für mich zogen sich alle Register ein. Folglich müßte ich aufhören zu spielen. Mein Unglück ist, daß ich dieser Konsequenz nicht folge, sondern wie der Tag oder eine Aufforderung es bringt, weiter einen Ton nach dem anderen anschlage. (Weil ich die Töne

auch nicht mehr behalten kann, schuf ich mir das „Notbewußtsein der Zettel“ — der dem Arzt überreichten Schreibzettel, — weil ich mich sonst nicht mehr verständigen könnte und Sie nur „den Geist, der stets verneint“, vor sich sähen). Wieder ist interessant, daß es mir beim Musikbeispiel — einem früheren „Beispiel“ ähnlicher Art — etwas auf die „Klangfähigkeit der Töne“ — Metapher aus diesem Gleichnis — ankommt, obgleich ich die Bedeutung damals nicht klar machen konnte. (Wie wunderbar sinnvoll war dieses Beispiel überhaupt, wenn man es auf das Ganze erweitert, und doch wie einfach, ungezwungen, aus unmittelbarem Sehen geboren!)“

Wir bemerken bei dieser Zusammenfassung schon an einigen dem Text direkt entnommenen Ausdrücken, daß die Sprache die Vorstellungen stellenweise vollendet gut wiedergibt. Was die Abhandlung schwierig macht, ist der Umstand, daß diesen inner- und außerhalb der Paranthesen ein Rankenwerk von appositionellen und differenzierenden Aufzählungen, Beifügungen, die Nebenumstände berücksichtigen, etc. zur Seite steht, die der Gesunde weglassen würde. Die Kranke überhäuft ihren Styl offenbar mit diesem Ballast, weil sie sich so sehr in die Vorstellungen hereinlebt, daß ihr alle Einzelumstände wichtig werden. Ein besonders schönes Beispiel bietet hierfür der erste Satz. „Für Sie in allen gesunden Augenblicken, Fällen, ganzen Tätigkeiten (welcher Art, auch Akte des Vertrauens, Wollens, Liebens u. s. w.) sind alle Register gezogen“. Wir kennen diesen Pleonasmus bereits von Hölderlin und unserem ersten Fall und haben ihn dort aus einem Drang nach Vollständigkeit und Präzision erklärt. Was nun die Abweichungen von der Syntax anbelangt, (erster Satz, Paranthese zum ersten Satz, Paranthese zum zweiten Satz, vierter Satz, Paranthese zum fünften Satz, Schlußparanthese), so dürften diese auf die gleiche Grundlage zurückzuführen sein wie die benachbarten Erscheinungen. Wir können uns bei dieser Deutung auf die Ansicht von Müller-Freienfels berufen, der wenig ausgearbeitete syntaktische Verknüpfung, Haften am Anschaulichen und komplexen, symbolischen Charakter der Begriffsbildung beim Dichter in einem Atem nennt, um das eine wie das andere als Ausdruck erhöhter Emotionalität zu verstehen. Wir verdanken der „Poetik“ ([17] von Müller-Freienfels das nicht genug zu würdigende uneingeschränkte Bekenntnis zu der These, daß der „Grundunterschied der Dichterbegabung vom Durchschnittsmenschentum“ in der gesteigerten Emotionalität zu suchen ist. Abgesehen von der prinzipiellen Bedeutung, die dieser Festlegung für die Unterscheidung von dichterischen und undichterischen Sprachgebilden innewohnt, enthält sie die für unsere Belange besonders wertvolle Auffassung, daß alle jene spezifischen Stylmittel, deren Parallelerscheinungen wir in unseren Texten begegnen, psychologisch einheitlich zu erklären und innig mit einander verwandt sind. Wir müssen von unserer Seite zu demselben Ergebnis kommen, schon auf Grund der typischen Wiederkehr ihres Nebeneinanders in den einzelnen Beispielen. Die Ellipsen und Anakoluthe

machen darin keine absolute Ausnahme. Wir haben zwar bei Hölderlin wie bei unserem ersten Fall eine besondere Sorgfalt in der Wahrung des syntaktischen Zusammenhangs hervorgehoben, der mit ihnen in krassem Widerspruch zu stehen scheint. Was diese Hervorhebung veranlaßte, war aber schon ein Uebergangsgebilde zu der durchbrochenen Syntax, die wir hier vor uns haben, insofern es sich um Sätze handelte, bei denen man den grammatischen Zusammenhang eben deshalb bewundern mußte, weil er dem ungetümen Pleonasmus hereingepfropfter Vorstellungen gegenüber kaum noch möglich schien. Sie gehören trotz ihrer äußerlich korrekten Grammatik — von diesem Standpunkt aus gesehen — kaum mehr zur konventionellen Syntax als diese, die ganz auf solche Korrektheit verzichten. Ein Mittelding bildet auch Vieles — besonders bei Hölderlin —, was durch die Art der Wortfügung unkonventionell ist. Für alle diese Erscheinungen dürfen wir letzten Endes dieselbe Erklärung in Anspruch nehmen, die für Neologismen und Metaphern gilt, „daß das erregte Gefühl sich in seiner ihm adäquateren Form in ihnen äußert (17."

Zu denselben Gesichtspunkten führt das Studium zweier weiterer Texte der Patientin. Der erste trägt die echt schizophrene Ueberschrift:

Antwort auf die Frage und Ansicht

„ein neuer Phönix werde aus dem zertrümmerten Sein erstehen" *aus den Tatsachen widerlegt.*

Es heißt dann (eigene Niederschrift der Kranken):

„Da Sie (nicht subjektiv), aus dem Geschriebenen nicht die Brocken selbst arbeitend zu einem, zu dem Bilde formen konnten, das den Tatsachen entspricht, sondern das Ganze nur für einen Meinungskampf hielten zwischen Ihnen und mir, muß ich selbst die Sonderung der 2 Momente innerhalb des Aufgeschriebenen vornehmen, die unweigerlich drinnen liegen. Jetzt beginnt für mich die Auseinandersetzung über den Fall auf Grund dessen, was wissenschaftlich gemeinsames Wissen ermöglicht. Bisher war zugleich das Ganze: sich selbstregistrierende, selbstmitteilende Krankheit wie analog, z. B. in einem Geschwür, sich schlechte Kräfte sammeln, oder bei Tumorpunktionen die Substanz der kranken Stelle auf das „Ding an sich" der Krankheit schließen lassen, — so mußte und konnte (aus bestimmten Gründen) sich meine Krankheit nur durch aufschreiben und damit festhalten geben, gemäß dem geistigen Charakter des Geschehens, denn die seelische, hier in der Anstalt in Augenschein tretende Seite ist ein kleiner Ausschnitt aus einem größeren Ganzen das erst in seinem wahren Sein im geklärten Gesamtbilde klar werden kann, zugleich in seiner eindeutigen Bestimmtheit. Da ich aber mich nur auf diese Weise unterhalten kann, gemäß den seltenen Geschenken: des „durch Nebelrisse leben könnens", als notwendig sofort festzuhalten und weiter, um dem sekündlichen (im Graßbeispiel anschaulich begründeten) Vergessen = Vergehen alles eben Geschehenen, Getanen, Gesagten u. s. w. muß ich wieder zur Feder greifen.

So stehen denn tatsächlich für diese meine heutige Unterhaltung das Bewusstsein der Zettel (nicht das Gedächtnis) allein als Tatsachen-Fähigkeits- und Möglichkeits- auch Sachlichkeitshintergrund hinter dem, was ich jetzt schreibe, als, wie gesagt Sein 2 angehörend, als einem gegenüber Sein 1 und Sein 3, wie auch diese, vollständig seelenwanderungshaft gesondertem. Für diese Tatsache wird sich schwer fühlbares (daher tatsächlich vollständig voneinander losgerissener Seinsweisen, kaum in äußersten Umrissen haltbar), wohl aber logisches klares Verständnis finden".

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Das andere hat den Titel: „Die Frucht der Notvertiefung" und lautet:

„Die Frucht der Notvertiefung"

als einer unbedingt notwendigen, aber lebensunerträglichen, ist heute einfach sichtbar an minütlichem Vergessen nicht unterscheiden hinnehmen „scheinbar" nach menschlicher Weise. So zeigt sich denn das in jene andere zum Behaupten gehörige zweite Seite: wie das Licht zum Schatten, zum Seinsgrund die Oberfläche, zum Sein der Zustand! u. s. w. u. s. w.

Solange ich aber diese „neue" Einheit verselbständigten u. nach dem Muster der Geschöpfe geschaffenen Notsein oder „Missein" noch nicht hatte, (s. bis Ende Dezember) konnte auch nicht ganz zugestanden werden, daß mit dem Willen auch die Vorstellungen oder mit den Vorstellungen auch der Wille hinging, siehe „Konvergenz" — obgleich schon ständig qualvoller Zustand, so wurde doch entsprechend dem nicht folgen (s. nicht liegen können) des 1 % hängengebliebenen „Willens" („Substanz", — Vermögen, — Seinsgrund — kosmische Größe, „Atem") benutzt, um formal gehalten zu werden in dem trotzigen und beharrlichen Einhämmern „durch sich nicht Ihnen ergeben" und ohne Widerspruch Ihre medizinische Behandlung geschehen zu lassen — und inhaltlich-vorstellungshaft gefüllt mit dem Moment „aktmäßig" eingehämmerten „Wies" des Todesgedankens und gemütlicher Seele entsprechender tragender Grund. Das Moment der Verantwortung war, gegenüber dem Leben, meinen Eltern, meiner Auffassung mein Wissen (auch durch Versuch am 14. 10.!)

Also wissenschaftliche Unterhaltung über einen „Fall"! —

Für mich ist Voraussetzung, daß es eine Verständigung gibt mit allen, ob materialistischen oder idealistischen Richtungen — auf Grund in meinem erworbenen Standpunkt gegebenen und gefundenen Allgemeinmoments, das zugleich eigensten Seins freigelegter Grund ist, als alles andere tragende und vermöge der Tatsache, einmal erfaßt, gesehen, gespürt habens, auch überall herauslegbar durch Zurückgehen auf letzte Allgemeinheiten, nicht im Sinne von Abdecken von Schichten tiefer, allein — als numerellem oder spatenstichartigem Tiefergraben, sondern die Wirklichkeit selbst ausmachenden Seins — das somit jedem Ding gleich unmittelbar nahe ist, wie gleich unsichtbar — also zu bestätigende Wirklichkeitserfassung, um auf diesem Wege zur Wahrheit zu kommen. Ich persönlich verstehe Ihren Standpunkt von meinem

aus wohl, ob ich aber richtig spürte, wenn ich meine, daß Sie meinen Standpunkt schwerer weghaben können, das wird sich ergeben. — Ich betrachte (es geht wohl immer auf die Geistesauffassung) als eine natürliche für meine Vorstufe ausmachende, darum nicht also abzulehnende, wie Sie vielleicht meinen (ob Sie persönlich hängt ab von Ihrer individuellen Ansicht, aber jedenfalls, sofern ich Sie unwillkürlich einreihe in eine „Gattung" und nicht so tiefen als den meinen (weil eben unsere Geisteswissenschaft der naturwissenschaftlichen um Jahrhunderte zurück ist!) also „tief" objektiv gemeint."

Man möchte sagen, es fehle diesen beiden Schreiben an nichts als an einem Lösungsmittel, durch das die allzusehr in einander geballten Vorstellungen und Begriffe aus ihrer engen Verknüpfung gelöst und flüssiger gemacht würden. Daß in beiden tiefe Gedanken verarbeitet werden und daß die Kranke diese in Beziehungen bringt, die weitschwingende seelische Erfassung bekunden, wird niemand entgehen, der ihnen das nötige Interesse widmet. Die Eigenart ihrer Verarbeitung bringt es allerdings mit sich, daß der Aussageinhalt als solcher nicht recht zu fassen ist. Die Sätze stehen schließlich wie reichbewegte aber richtungslose, in sich selbst zurücklaufende Arabesken nebeneinander. Der Leser hat zwar das Gefühl, daß Dinge, die auf höhere Beachtung Anspruch haben, intensiv und ursprünglich erlebt werden, daß aber in der Fülle komplexer Erlebnisse der gedankliche Faden verloren geht, mit andern Worten, daß die für den Gesunden selbstverständliche Forderung nach logischer Beherrschung unberücksichtigt bleibt.

Mit dieser Charakteristik, die im Grunde alles, was wir bisher behandelt haben, mitbetrifft, dürfen wir uns nun allerdings wieder nicht von der Wahrnehmung der positiven Elemente entfernen, die nebendem unverkennbar sind. Wie es unberechtigt wäre, das Vorhandensein wirklicher gedanklicher Probleme in Abrede zu stellen, so wäre es auch irrig zu behaupten, daß der Schreiberin etwa schlechthin das Vermögen abginge, diese sprachlich zu formulieren. Die Texte stellen — was nachzuweisen ja der Sinn aller bisherigen Erörterungen war, — in bedingtem Umfang das Gegenteil sicher. Die Kranke versagt im Grunde weder in der Uebersetzung ihrer Vorstellungen in darstellende Gedankenreihen noch in der sprachlichen Prägung der Einzelglieder. Wir sehen uns bei dem Versuch, ihre Ausführungen Wort für Wort zu verstehen, durch ein Streben zur Exaktheit und Vollständigkeit des Gesagten unterstützt, das man vorbildlich nennen dürfte, wenn nicht andererseits ein Subjektivismus mit ihm einherginge, der den Erfolg bis zu einem gewissen Grade illusorisch macht. Was der Kranken abgeht, ist die Rücksicht auf die konventionellen Formen der Mitteilung, die der Gesunde ohne weiteres in Rechnung zieht. Es fehlt ihr nicht an Ausdrucksmöglichkeiten; sie macht im Gegenteil gesteigerten, ja erschöpfenden Gebrauch davon, indem sie sich sowohl hinsichtlich des Einzelworts als der Syntax aller Mittel und Freiheiten bedient, die im Wesen der Sprache gegeben sind. Das großartigste und umfassendste Phänomen dieser Reihe ist die metaphorische Darstellung des Gedankens im Gleichnis. An diese schließen sich die bildlichen Details

innerhalb des Textes an, Analogien („wie analog z. B. in einem Geschwür sich . . .), Bilder („gemäß den seltenen Geschenken: des durch Nebelrisse leben könnens"), Einzelmetaphern. Angrenzend folgen Neologismen („Notvertiefung", „Notsein", „Missein" etc.), Zusammensetzungen („Tatsachen-Fähigkeits- und Möglichkeitsauch Sachlichkeitshintergrund" u. a.), Worte, die einen speziellen engeren konkreten Sinn angenommen haben („Atem", „eingehämmertes Wie des Todesgedankens" . . .), gehäufte näher bestimmende Beiworte, Appositionen, Hervorhebung durch Unterstreichung und Kolon, . . . kurz die ganze Skala der Mittel, die eine möglichst adäquate Darstellung gewährleisten.

Das Dilemma, dem dieser Styl trotz solcher vielseitigen Bemühungen und — wie man ruhig hinzufügen darf — Potenzen unterliegt, wird am sichtbarsten, wenn man die verwendete Energie und die erreichte Wirkung im Gebiet des Gedanklichen vergleicht. Was den Aufwand betrifft, so ist dieser zweifellos ungewöhnlich. Wir sehen, daß die Kranke Paranthesen und näher differenzierende und erläuternde Zusätze so wenig scheut, daß die Syntax nicht nur unübersichtlich, sondern stellenweise wirklich aufgehoben wird. Der Erfolg scheitert zum Teil an diesem Uebermaß selbst, indem die Sucht, jedes Detail so speziell und konkret wie möglich zu geben, zur Erstickung des gedanklichen Fortgangs führt. Der tiefere Grund des Versagens liegt jedoch in dem, was wir soeben als „Subjektivismus" bezeichnet haben. Wir stehen nicht nur einer relativen, sondern einer faktischen Unmöglichkeit auf dem Gebiet abstrakter Verständigung gegenüber, weil die Kranke trotz aller abstrakten Worte, die sie anwendet, an deren sinngemäßem Gebrauch gehindert ist und sich ihrer in Wahrheit nur metaphorisch-uneigentlich bedient. Man braucht nur einen Satz wie den dritten des letzten Textes zurate zu ziehen, um nach allem, was wir über den metaphorischen Sinn von Begriffsworten im schizophrenen Schrifttum kennengelernt haben, über beides: Wesen und Folgen dieses eigentümlichen Verhältnisses zum Begrifflichen orientiert zu sein. Was hier, wie an anderen Stellen (z. B. Gebrauch des Begriffes „Ding an sich" im ersten der beiden letzten Texte) unwiderleglich hervortritt: der Umstand, daß das konventionell festgelegte Begriffswort soweit mit subjektivem Bedeutungsgehalt gefüllt wird, daß sein objektiver Sinn schlechthin nicht mehr vorhanden ist (s. „1 $^0/_0$ hängengebliebener Wille — Substanz, Vermögen, Seinsgrund, kosmische Größe, „Atem"!"), zeigt, daß diese zweite Seite der Sprache, ihr objektiver Mitteilungscharakter, prinzipiell unbeachtet bleibt. Wir kommen hiermit quasi zu einer Gegenüberstellung der Ausdrucks- und der Mitteilungsfunktion in dem Sinne, daß wir die erstere in hohem Maße ausgebildet sehen, während die letztere verkümmert und ihr gegenüber zu einem negativen Quotienten geworden ist.

Die Gegenüberstellung dieser beiden psychologischen Funktionen der Sprache ist keineswegs ungebräuchlich. Es ist seit langem üblich,

zwischen einem Bezeichnungs- und Mitteilungs- und einem Gefühls- und Empfindungswert des Wortes zu unterscheiden ([41]. Zu einer umfassenden kritischen Würdigung kommt vor allem Klages ([42], der direkt von einem „Doppelgebrauch des Wortes", dem vorzugsweise ausdrückenden und dem vorzugsweise nur mitteilenden — spricht, und jenen bei allen Völkern in der Dichtung, diesen in der Sprache des Alltags und der Wissenschaft verselbständigt sieht. Wir brauchen zu dieser Unterscheidung für unseren Gegenstand kaum noch etwas hinzuzufügen, um zum abschließenden Verständnis des wechselseitigen Verhältnisses zu gelangen, das die beiden Komponenten in der Sprache unserer Patienten zueinander einnehmen. Diese ist im Wesentlichen „Ausdruckssprache", „empfundene Rede" ([43], Schilderung. Wo es sich um Dinge handelt, die von dieser Funktion bewältigt werden können, in der Wiedergabe von Empfindung und Erlebnis, in der Darstellung von Zuständen, auch solcher anderer Personen, derer sich der Kranke durch Einfühlung innewird (s. Hyperion und Abalanda bei dem Kranken „H. W."), ja selbst zum Ausdruck geistiger Dinge, die auf dem Wege intuitiven Fühlens erschließbar sind (die psychologischen Wahrheiten in den verschiedenen Texten), sehen wir keinen Mangel, eher ein Mehr an Mitteln und darstellerischer Intensität. Mangelhaft ist dagegen die Wiedergabe des Abstrakten und alles dessen, was mit dem erlebenden Subjekt wenig oder gar nichts zu tun hat. Bei Hölderlin sehen wie die Lyrik in der Krankheit auf eine Stufe treten, die die der gesunden Vorzeit an Ausdruckskraft und darstellerischer Geschmeidigkeit übertrifft; während Briefe und theoretische Schriften dahinter zurückstehen. Bei unserer Kranken zeigen sich neben begrifflichen Versagern Schwierigkeiten und Mängel auf grammatischem, speziell syntaktischem Gebiet. Der Zusammenhang, der hier besteht, ist einigermaßen einleuchtend. Man nehme den ersten Absatz der „Frucht der Notvertiefung": die im Vergleich mit der klaren Bewältigung mancher höchst differenzierter Vorstellungen umso bemerkenswertere grammatische Verwirrung wird nur begreiflich, wenn man sie als Begleiterscheinung einseitigen Ausdrucksdranges versteht, dem A l l e s an der adäquaten Wiedergabe der subjektiven Gefühle liegt (daher die Appositionen: „Vergessen nicht unterscheiden hinnehmen" —, die Anführungszeichen bei „scheinbar" —, der Pleonasmus: „in jene andere zum Behaupten gehörige zweite Seite" —, die Analogien: „wie das Licht zum Schatten, zum Seinsgrund die Oberfläche, zum Sein der Zustand!.); der aber über dieser Aufgabe die der verständlichen Mitteilung völlig aus den Augen verliert.

Die Kranke hat in einem ihrer Schreiben selbst auf die Mängel ihrer Aeußerungsart Bezug genommen, ohne allerdings ihren Grund zu ermitteln. Es handelt sich um einen Brief an ihre Aerzte, der sich stylistisch auf derselben Linie bewegt wie ihre anderen Niederschriften, und lautet:

„Ich habe mich daran gewöhnen müssen: stets einzuhalten, was mein Sein befiehlt, da hier immer mehr daran hängt, als es scheinen mag.

Da meine neue aufbauende Kraft (alles Notausdrücke, die im Augenblick nicht auf die Goldwage gelegt werden sollen, da eben nur verständlich von der Tatsache aus dessen, was geschah) und das zunehmende sich entfernen u. s. w. kraftnehmend wirkt, so daß ich heute bitten muß um eine neue Besprechung.

Ich will versuchen, einer solchen Aufforderung noch gewachsen sein zu können. Für den Fall, daß es nicht mehr in einer freien Weise geht, sind ja die Zettel vorhanden, die an die Stelle treten können, die ich als ich-loser Mensch nicht mehr erfüllen kann. Ich denke, daß es heute noch geht — und mahne dieses zu beachten, denn allzu nahe steht die Gefahr des schon morgen nicht-mehr-könnens.

Zum großen Glück habe ich in der letzten Besprechung mit Herrn Dr. S. noch Richtigstes sagen können.

Diesen Bericht glaube ich Ihnen schuldig sein zu müssen und ich füge dem die persönliche Bitte an, wenn es irgend die Zeit erlaubt, nicht mehr lange zum letzten kommen lassend, die schwere Zeit hinausschieben zu wollen.

Ich glaube, jetzt geht es schon energisch auf die äusserlichsten Momente: Satzbau, richtige Orthographie u. a. m. ., die doch unbewußt fließen müßten, aber eben auch unbewußt f a l s c h fließen können!

Auch hier darf ich anfügen, daß ich vollständig ruhig bin und keinerlei „pathologische" Angst-, Zwangs- oder Drängensmomente hinter dem stehen, und ich allem mit ganzer Ruhe entgegensehe, da mir die Notseinsgründung so gelang, daß für alle Fälle gesorgt worden ist."

Die „Notseinsgründung", von der zuletzt die Rede ist, ist nichts anderes als das „Notbewußtsein der Zettel", wie es vorher hieß, d. h. das Aufschreiben. Die Kranke hatte diese Methode des Verkehrs herausgebildet, weil es ihr nicht möglich war, ihre Gedanken im freien Gespräch zu äußern. Sie strandete hier, wie dem Leser begreiflich sein wird, an der Unmöglichkeit der Uebersicht, denn sie verlor sich natürlich auch beim Sprechen in ein „Zurückgehen auf letzte Allgemeinheiten", wie sie es selbst im vorigen Texte nennt, umgab ihre Erklärungen mit einer Fülle von Einschränkungen *(„obwohl ich ja natürlich weiß, daß ich gar kein Recht habe, das zu sagen"* u. ähnl.), füllte alles mit näher bestimmenden Adverbien und Zusätzen an *(„Ich habe das k u m m e r v o l l eingesehen, daß das Verhängnis sich immer verschlimmert hat")* etc. Der Styl des Schreibens spricht nach unseren Vorerörterungen zur Genüge für sich. Bezeichnend ist der Superlativ: „Zum großen Glück habe ich in der letzten Besprechung . . . noch R i c h t i g s t e s sagen können". Er klingt an die „zu bestätigende Wirklichkeitserfassung, um auf diesem Wege zur Wahrheit zu kommen" des vorigen Schreibens an. Wir sehen immer wiederholt ein Bedürfnis nach Wesenserfassung, unmittelbarer Wiedergabe des Gefühlten, das sich schließlich totläuft, weil zu seiner Objekivtierung ein geistiger Fond und ein sprachliches und logisches Leistungsvermögen nötig wäre, die nur dem genialen Dichter und Philosophen zur Verfügung stehen.

IV.

Es ist beinah selbstverständlich, daß eine so ausgeprägt lyrisch gerichtete Gesamteinstellung gelegentlich die Form des Gedichtes zur Aeußerung wählt, und von dieser Grundlage aus muß auch sicher ein großer Prozentsatz rhythmischer Wortgebilde bei Schizophrenen gewürdigt werden. Das folgende Gedicht unserer Patientin ist gerade deshalb sehr instruktiv für den Sinn dieses Phänomens, weil es durch einen nicht immer so krassen Mangel an formalem Talent vor der Ueberschätzung der sprachlichen Formreize als Entstehungsmotiv bewahrt. Inhaltlich behandelt es wieder ihren Zustand:

Wenn Sie den Sprung nicht wagen — dann kommt zu allen Klagen
für meine Umwelt mehr und mehr —
Ich bin verdammt nichtseiend sein zu müssen —
und alle Tür zu schließen,
wo Rettung und der rechte Ausgang sei — —
Und was des Unglücks letzter Kummer? —
nicht seelisch — menschlich
klar und rein
d. Frage: wer fängt mich, wenn Widerspruch endlos nun sei?
Verdammt stets das zu sagen
was hoffend sie läßt tragen,
das „Alltagsbild" zum einst'gen Sonntag
Wer aber kennt und ahnt, was hier Verrücktheit sei —
Wie soll „ich" Rede stehen — da ich ja nichts tu sehen —
seit eigen Leben, Welt und alles ist vorbei —
schon diese Nacht bringt Sorgen — Wo soll ich Atem borgen? —
Es sind die alten Worte —
Und niemand sieht — daß jetzt der Grund ganz fort-
gezogen sei.

Die Kranke hatte auf die Tafel über ihrem Bett einen kurzen Sinnspruch geschrieben: „Und ein dennoch klingt durch alle meine Lieder". Dieser ist zweifellos ein besserer Beleg einer gewissen Begabung im lyrischen Ausdruck als das Gedicht, das außer jeder gestaltnerischen Potenz auch das Melos echten Gefühls vermissen läßt. Besser geglückt ist auch ein kleiner Vierzeiler:

Alldieweil „ich" — ichlos bin,
kann man meinem Tun nicht trauen.
Alldieweil „ich" — ichlos bin
meiner Worte Sinn nicht schauen.

Das Moment, das uns beim Zustandekommen solcher Produkte am meisten interessieren muss, ist die nahe Bereitschaft zum rhythmischen Ausdruck, die sich darin dokumentiert. Es ist dem aufmerksamen Leser sicher nicht entgangen, daß dieses auch in der Prosa und zwar mehr oder weniger in allen bisherigen Texten eine gewisse Rolle spielt. Bei dem Kranken „H. W." tritt es am deutlichsten in den bei-

den Abhandlungen zu „Hyperion“ hervor. Manche Stellen zerfallen hier beim Lesen unwillkürlich in rhythmische Komplexe: So etwa der zweite Absatz von 5,1): „In ungetrübtem Gleichklang // der Zeit den Gang des Vorwärtsschreitens überlassend // der besten Früchte teilhaftig // reiht sich droben / ein Augenblick an den Andern / Erleben an Erinnern /// Der Zukunft / wird kein Bangen entgegengebracht // man lebt im Augenblick / sich aus.“ — Der rhythmische Einschlag in der Prosa kommt besonders in einer eigentümlichen Oekonomie des Wortgebrauchs zum Ausdruck, die der Wiedergabe des Gedankens manchmal eher schädlich als dienlich ist, dafür aber eine gewisse ästhetische Befriedigung verschafft. Wir haben schon früher auf die charakteristische Kürze und Knappheit mancher Wendungen hingewiesen. Schöne Beispiele aus dem Duktus der Patientin „R. I.“ sind Bildungen wie der doppelte Genitiv „gemütlicher Seele entsprechender tragender Grund“, auf das sparsamste zusammengedrängte Reihen: „wie das Licht zum Schatten, zum Seinsgrund die Oberfläche, zum Sein der Zustand“ oder Sätze, die an Worten nur das dringend Nötigste enthalten: „Das Moment der Verantwortung war, gegenüber dem Leben, meinen Eltern, meiner Auffassung mein Wissen“. Das Gefallen an dieser Ausdrucksweise beruht auf dem unmittelbaren Sichtbarwerden der Bewegungen, in denen die Vorstellungen einander entgegentreten. Auch dieses Phänomen läßt sich aus dem Drang nach äußerster Adäquatheit des Ausdrucks herleiten. Es steht daher keineswegs in Widerspruch mit der geduldigen Hinnahme von Längen, die an anderen Stellen demselben Zweck zu dienen scheinen. Gerade im Vergleich mit diesem gewinnt der Rückschluß von der Wirkung auf den Leser, auf den treibenden Impuls des Schreibers sicherere und fast beweisende Berechtigung.

Es ist zum psychologischen Verständnis der freien rhythmischen Sprachgebilde der Schizophrenen von hohem Wert, sich des Sachverhalts bewußt zu bleiben, daß abgesehen von besonderen Nebenbedingungen schon dadurch ein Antrieb zu rhythmischer Ausdrucksweise gegeben sein kann, daß sie allgemein ein Maximum von Erleben und Tätigkeit bei einem Minimum von Kraftaufwand gestattet und deshalb die adäquateste und am meisten lustbetonte Ausdrucksform darstellt ([44]. Zweifellos wäre es irrig, die große Menge schizophrener „Gedichte“ aus diesem Prinzip zu erklären und die rhythmische Betätigung der Kranken überhaupt generell in diese Beleuchtung zu rücken. Hinsichtlich der letzteren gilt sicher vielfach, was Fauser ([45] über das Symptom der rhythmischen Betonung ausführt, nämlich daß ihr Hervortreten auf Störung der Aufmerksamkeits- und Willensvorgänge beruht. Für die Entstehung vieler Gedichte bildet das „abaissement du niveau mental“ in anderer Hinsicht die Grundlage, indem es besonders günstige Bedingungen für das Zustandekommen von Reimen auf dem Wege von Klangassoziationen liefert. Die Arbeiten von Heilbronner ([46, [47], Pfersdorf ([48] und Stransky ([49] haben gezeigt,

welche Rolle diesen Vorgängen beim Rededrang zufällt. Einen schönen Beitrag bildet ein Brief einer jungen Hebephrenen meiner Beobachtung:

Liebe Leni
altes Haus komm heraus in Wichs und Flaus nach H. . . . — hier gehen die Grillen und Sorgen fort — dafür ist es der rechte Ort — Ich gebe Dir darauf mein Wort — wenn Du nicht kannst fahr ich so fort —
aufs Wort —
Deine Freundin Martha.

Was wir hier sehen, hat mit Dichtung ebensowenig zu tun wie die bekannten Reimereien kleiner Kinder ([50]. Gedichte von der Art unserer Patientin stehen auf einer ganz anderen Stufe, weil sie tatsächlich Erlebtes zum Ausdruck bringen und hierdurch prinzipiell dieselbe Stellung einnehmen wie die Lyrik des echten Dichters. Es läßt sich schwer entscheiden, ob den soeben namhaft gemachten Defektsymptomen auch bei ihrer Entstehung ein gewisser Anteil eingeräumt werden muß. Das erste Gedicht enthält Details, die dies nahelegen, besonders in Gestalt einzelner Reime, die verdächtig zufällig wirken, und der Wortzerlegung am Schluß. Der Kern unseres Problems liegt aber nicht hier — dürfen wir ja nicht einmal als erwiesen ansehen, daß der Zustand schöpferischer Produktion beim Dichter ganz ohne analoge Erscheinungen einhergeht! — sondern in der Frage, wo der eigentliche Beweggrund zum rhythmischen Ausdruck zu suchen ist. Was diesen betrifft, so sprechen die Eindrücke, die wir aus den übrigen Niederschriften und der sonstigen Aeußerungsart der Verfasserin erhielten, eine zu deutliche Sprache, als daß seine Herkunft ernstlich in Zweifel gezogen werden könnte. Die lyrischen Ingredienzen in den Prosatexten, vor allem der immer wieder aus ihnen entnehmbare Drang nach unmittelbarer Wiedergabe des Gefühls, führen so nahe an die Grenze heran, an der die Darstellung natürlichermaßen aus den Fesseln gebundener Prosa heraustritt, daß der Uebergang zum rhythmischen Ausdruck ohne weiteres als folgerichtige Konsequenz empfunden werden muß. Die rhythmischen Sprachgebilde der Kranken erscheinen aus dieser Perspektive als die adäquateste Manifestation ihres gesteigerten Ausdrucksverlangens, was natürlich nicht bedeutet, daß ihnen künstlerischer Wert zugesprochen werden muß. Sie sind ästhetisch wertlos, weil Rhythmus, Wort und Melos sich nicht zu einem gestalthaften Ganzen verdichten sondern ungefügt nebeneinanderstehen, ein Ergebnis, bei dem auch ein langes, nicht zuendegeführtes und deshalb vernichtetes Gedicht unseres ersten Kranken über das Thema „Hyperion“ stehen blieb.

Die Berechtigung unserer Auffassung vom Sinn dieser rhythmischen Phänomene wird durch die Bedeutung erhärtet, die ihnen in der Prosa und Lyrik Hölderlins zukommt. Zunächst müssen wir uns hier auf

die Arbeiten von Hellingrath ([25],[26] und Sieburg ([51] berufen, die ausgiebig auseinanderlegen, daß das rhythmische Moment in seiner Dichtung ein eigentümliches Uebergewicht über das melodische und syntaktische erhalten hat, das — besonders sichtbar in der noch produktiven Spätzeit — zur völligen Durchbrechung der syntaktischen und strophischen Gliederung führt. Die sogenannte „harte Fügung" — im Gegensatz zur „glatten" und „wohltemperierten" anderer Dichter — beruht auf diesem eigentümlichen Verhältnis. Es ist nun von außerordentlichem Wert für die Klärung unseres Problems, daß dieser spezifisch rhythmische Styl von anderer Seite als der charakteristische Ausdruck eines bestimmten psychologischen Typus verständlich gemacht werden konnte, der in allem Wesentlichen mit dem Schizothymen Kretzschmers zusammenfällt. Die Ergebnisse der Rutz/Sieverschen Typenanalyse gipfeln in der Aufstellung gewisser psychologischer Grundtypen, für deren einen — den „Typus III" — eben diejenigen Ausdrucksmerkmale typisch sind, die die „harte Fügung" in sich vereinigt. Wir verdanken besonders der Studie von Hermann Nohl ([53] eine eingehende Würdigung des Zusammenhangs, der hier zwischen den rhythmischen und den sonstigen geistigen Eigentümlichkeiten wahrzunehmen ist. Der intensive „grabende" Rhythmus wird in dieser Beleuchtung klar als Parallelerscheinung eines allgemeinen Dranges zur Vertiefung, zum Eingraben in das Wesen der Dinge, herausgestellt, der den Grundzug der Erlebnisart dieses Typus bildet. Nohl weist mit schönen Beispielen den einheitlichen psychologischen Sinn der Stylelemente bei den drei Haupttypen nach. Wir sehen dabei, daß dem „Typus III" alle diejenigen Stylmittel zugesprochen werden, die wir in unserem Material angedeutet fanden: Häufung schwerer gefühlsbetonter Worte, Sucht die Inhalte auszuschöpfen, Tiefe, erhöhte Neigung zum symbolischen Ausdruck und Hand in Hand mit alledem die jetzt in Rede stehende besondere Wucht und Schwere der Tonaccente. Man glaubt hier nähere Ausführungen zu den Feststellungen Kretzschmers vor sich zu sehen, der den schizothymen Künstlertemperamenten eine spezielle Eignung für das Lyrische, Dramatische, Pathetische und Romantische zuschreibt ([52]. Die Ausführungen Nohls bedeuten prinzipiell dasselbe, nur arbeiten sie mit feineren Mitteln noch weiter ausdifferenzierte Gesichtspunkte heraus. Vorderhand richtet sich unser Augenmerk auf die Wurzeln der besonderen Intensivität des Rhythmus, die in ihnen angedeutet werden. Der Umstand, daß wir sie in die allgemeine psychologische Struktur eines Typus einmünden sehen, dessen hervorstechende Eigentümlichkeiten insgesamt für eine besondere Stärke emotionalen Erlebens sprechen, macht es in doppelter Hinsicht wahrscheinlich, daß man sich bei Fällen wie den unseren weitgehend von den erwähnten Defekthypothesen unabhängig machen darf. Einmal zeigt er, daß sich aus Wesensäußerungen, die denen unserer Kranken außerordentlich gleichen, ein psychologisches Gesamtbild zusammensetzen läßt, aus dem die Neigung zur rhythmischen Aeußerung ohne Heranziehung besonderer Nebenmotive verständlich

wird. Andererseits weist die enge Verwandtschaft zwischen dem „Typus III“ und dem Schizothymen auf eine direkte Beziehung zum Schizophrenen hin, die — auch ohne die konkreten Handhaben, die der Fall Hölderlin dazu erbringt — tatsächliche Uebereinstimmungen zwischen hier und dort vermuten läßt.

Ein anderer weiterer Beleg ist in dem Formcharakter mancher schizophrener Gedichte gegeben, für die diese Deutung in Frage kommt. Es ist sehr wesentlich, daß wir durchaus nicht vorwiegend Reim- und Strophengedichten begegnen, sondern in einem hohen Prozentsatz den Typus der freien Rhythmen antreffen. Für diese kommen Momente wie Reimassoziationen und strophische Formreize natürlich überhaupt nicht in Betracht. Dagegen wohnt dem Rhythmus manchmal ein sehr deutlicher spezifischer Formcharakter inne, so z. B. in einem Gedicht auf einem von Prinzhorn veröffentlichten Bild, das ausgesprochene rhythmische Verwandtschaft mit der späten Lyrik Hölderlins aufweist ([54]:

Sind das Kranken
Anstalten? Nein Es
Sind Voll schwerster
Verbrecher Gefängnisse
Männlich Weiblich Volk
Voll Behörden Beamten
Professoren Aerzten Voll
Männliche und Weibliche
Angestelltes Persohnahl
und Pastoren Verückten
Gehirnen Sinnen Verbrecher
Anstifter Aufrührer Evangelisch

Wie haben in diesem Gedicht ein schönes Beispiel großer rhythmischer Intensität. Man fühlt ein stetes Anschwellen des Tones von Zeile zu Zeile, in das das mehrmals wiederholte „Voll“ einen retardierenden und steigernden Gegenaccent hereinträgt. Daß der Kranke wirklich aus diesem rhythmischen Gefühl heraus geschrieben hat, geht allein schon aus der Wortfügung in der Wendung — „Nein Es / Sind Voll schwerster / Verbrecher Gefängnisse“ — hervor. Diese entspricht dem späten Styl Hölderlins so vollkommen, daß es denkbar wäre, ihr dort wirklich zu begegnen. Sie ist ein charakteristisches Beispiel für die Vergewaltigung der konventionellen Synthax durch den Rhythmus. Das negative Moment des Gedichtes liegt in seinen orthographischen Mängeln und der logischen Sinnwidrigkeit der Assoziationen besonders in den beiden Schlußzeilen. Selbst diese sind der bindenden Kraft des Rhythmus gegenüber ästhetisch fast erträglich, weil man das Gefühl hat, daß tatsächliches Erlebnis hinter ihm steht. Es ist schwer anzugeben, worauf dies Gefühl sich beruft. Zum Teil ist es ohne Zweifel eben der drängende Fluß des Rhythmus, der dem Gebilde etwas unmittelbar Echtes und Unverfälschtes gibt. Außerdem spricht wohl die schlichte

Knappheit des Ausdrucks mit, in der der Leser unwillkürlich ein Zeugnis für die Aufrichtigkeit und Erlebnistreue des Autors erblicken mag.

Ganz ähnliche Gefühle nötigt m. E. das Gedicht „Für Immer Auszuruhn" des 4. Falls der Pfeiferschen Arbeit ([10] ab. Stellen daraus erinnern an die Lyrik des expressionistischen Dichters August Stramm, wenn sie auch nicht den Grad formaler Gestaltung erreichen, der dieser innewohnt. Es scheint mir angebracht, hier einmal trotz entgegensprechender Bedenken mit einer direkten Gegenüberstellung aufzuwarten, schon weil die eigenen Ausführungen Pfeifers beweisen, daß der Gebildete diesem an sich naheliegenden und wichtigen Vergleichsmaterial immer noch sehr fern steht.

Der Kranke:	*Aus Stramms „Die Menschheit" ([55]*
Es webt!	— — — — —
Hoffnung!	*Schatten dampfen*
Licht!	*Weiche blasse*
Licht!	*Fließen fließen*
Nahrung!	*Wallen wogen*
Vertilgt!	*Hart und härter*
Abgestoßen!	*Runden Formen*
Entwickelt!	*Ungetüme*
Entwickelt!	*Ungestüme*
Weiter!	*Ungefüge*
Herum!	*Leiber*
Empor!	*Leiber*
Geatmet!	*Walzen wälzen*
Licht!	*Stalten sondern*
Licht!	*Einen fliehen*
Da schaut d. Vater!	*Zeugen schwellen*
Er wird kühner!	*Tummeln starren*
Die Jungfrau, Mutter!	*Fliegen stürzen*
Wird sie bald dem Vater!	*Stürzen stürzen*
Erzeugen gibt Dir Kraft!	*In*
Erhöhte Sinne!	*Den*
Und alles lebt in ihm erhöhtes Leben!	*Schrei!*
Das Schaffen macht gesund!	*Mäuler*
Gesund!	*Gähnen*
Und nun herum!	*Gähnen klappen*
Herum!	*Klappen schnappen*
Empor!	*Schnappen*
Chaos!	*Laute*
Die Kraft sie schwillt und bricht!	*Laute Laute*
Und flieht und naht!	*Schüttern Ohren*
Zieht Saat!	*Horchen Horchen*
Weiter!	*Schärfen Horchen*
Empor!	*Schwingen Schreie*
Zum Licht!	*Töne Töne*
Licht!	*Rufe Rufe*
Aus Chaos das Wort!	*Klappen Klarren*

Fertig!
Weiter!
Das Wort!
Greifbar!
Macht gesund!
Gesund!
Das Wort!
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Klirren Klingen
Surren Summen
Brummen Schnurren
Gurren Gnurren
Gurgeln Gurgeln
Pstn Pstn
Hsstn Hsstn
Rurren Rurren
Sammeln Sammeln
Stammeln Stammeln
Worte Worte Worte
Wort
Das Wort!
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Ohne Frage ist die rhythmische Fügung der Reihen, verglichen mit dem lückenlosen Fluß Strammscher Rhythmik, unvollkommen. Die Sprache steht auch in ihren übrigen Elementen weit hinter der schöpferischen Größe des Dichters zurück. Der Kranke bleibt bei Aussagen und Interjektionen, wo die Kunstsprache Bewegungen objektiviert. Seine Worte sind in der Mehrzahl noch zu sehr in der Nähe des Begrifflichen und deshalb in höherem Sinne unlebendig. Trotzdem ist in der Gesamthaltung und in manchen Details ein Zug großer lyrischer Erregung und ein aus dieser abgeleiteter Ansatz zu lebendiger künstlerischer Wirkung. Besonders stark sind die einfachen Richtungs- und Bewegungsworte („Weiter!" „Herum!" „Empor!"), die bezeichnenderweise sowohl bei Stramm als in den Texten der Patientin „R. I." („das energische D a g e g e n des Pfarrers", „ein D e n n o c h klingt durch all meine Lieder") Parallelen haben. Die ungewöhnlich starke rhythmische Bewegung wird außer durch sie durch Stellen, in denen reine Tätigkeitsworte in Erscheinung treten, als echt qualifiziert. Der Passus

„Die Kraft sie schwillt und bricht!
Und flieht und naht!
Zieht Saat!
Weiter!
Empor!
Zum Licht!"

entspricht fast ohne Einschränkung den Gesetzen unmittelbarer expressionistischer Wortgestaltung und kann als Beleg für die schon häufig subsummierte Verwandtschaft beider Phänomene gelten.

Daß es sich bei diesem Vergleich um mehr als eine mehr oder weniger zufällige äußere Uebereinstimmung handelt, lehrt ein kurzes Streiflicht auf die Theorie der expressionistischen Poetik. Ich zitiere dazu Lothar Schreyer ([56]:

„Der Rhythmus ist das Gestaltungsprinzip der Gegenwart. Denn er ist Ausdruck und Macht. . Die Harmonie will Endlichkeit, Vollkommenheit: Die Macht will kein Ende. Sie ist nie vollkommen. Unvollkommen, unendlich ist der Rhythmus. Er ist die Auflösung jedes Maßes. Das Kunstwerk der Gegenwart ist aharmonisch, ist rhythmisch."

— — — — — — — — — —

„Der Begriff ist der Ausdruck für das Erlebnis von etwas Ungreifbaren. Jeder Begriff ist unbestimmt, vieldeutig. Jeder Begriff ist ein komplexer Wert. Für den komplexen Wert die Sprachtongestalt zu schaffen, ist Wortschöpfung. Jeder Dichter ist Wortschöpfer. Jeder Dichter hat jedes Wort neu zu schaffen."

— — — — — — — — — —

„Die Wortgestalt als Einzelwort konzentriert den Begriff in ein einzelnes Wort. Diese Wortkonzentration ist eine Konzentration des Inhalts und der Gestalt. Mit möglichst wenig Lautmitteln den Begriff zu gestalten, ist das Ziel. Wortverkürzung ist die Folge.
Die Wortverkürzung kann auf das Stammwort zurückgehen.
Bären für gebären
schwenden für verschwenden
wandeln für verwandeln.
Die Endungen der Deklination und der Konjugation können wegbleiben.
Der Artikel fehlt überall, wo er nicht notwendig bedingt ist.
Aus den Wortverkünzungen werden Wortveränderungen.
Die Wortveränderungen führen zur Bildung neuer Worte. Aus Verben werden Substantiva, aus Substantiven Verben gebildet, z. B. aus Kind das Verb kinden.
Die Wortgestalt ist ein Wortsatz, wenn die Begriffsgestalt nicht in einem Einzelwort zu geben ist. Der Wortsatz ist wie das Einzelwort eine Einheit nach Inhalt und Gestalt.
Die Konzentration wird im Wortsatz erreicht durch Umstellung der Worte oder durch Satzverkürzung.
Die Hauptstellungen des einfachen Aussagesatzes mit verschiedener Konzentration sind folgende:
1. Der Frühling ist gekommen.
2. Ist der Frühling gekommen.
3. Gekommen ist der Frühling.
4. Der Frühling gekommen ist.
5. Ist gekommen der Frühling.
6. Gekommen der Frühling ist.
Die Satzverkürzung ist eine Erweiterung der Wortverkürzung.
Einfache Satzverkürzungen sind das Auslassen der Präpositionen, der Kopula und die transitive Verwendung intransitiver Verben.
In den einfachen Satzverkürzungen wird das für die Aussage Ueberflüssige weggelassen, sie sind noch keine eigentlichen Konzentrationen.
Wie sich aus der einfachen Verkürzung die Konzentration nach Inhalt und Gestalt entwickelt, zeigt folgendes Beispiel:
Die Bäume und Blumen blühen
ist eine einfache Aussage.
Die Bäume, die Blumen blühen

ist eine einfache Verkürzung, die Kopula bleibt weg. Ebenso ist
Bäume und Blumen blühen
eine einfache Verkürzung. Die Artikel fallen weg. Aber
Baum und Blume blüht
ist keine einfache Verkürzung mehr, sondern eine Konzentration. Der Begriff ist tiefer gefaßt. Aber die Einheit der Begriffe Baum und Blume und Blühen kann noch konzentrierter gestaltet werden. So ist die Form möglich
Blühender Baum, blühende Blume.
Aber hier ist nur die Einheit des Blühens gebildet, Baum und Blume sind als Gegensätze gefaßt. Erst die Form
Baum blüht Blume
fügt die drei Begriffe zu einem Einheitsbegriff zusammen.
Dies ist ein Wortsatz.
Dieser Wortsatz kann noch bis in ein Einzelwort konzentriert werden, wenn die Wortreihe keinen Satz, sondern ein Wort fordert. Dieses Wort heißt dann
Blüte."

Wie wir sehen, werden hier eine Reihe stylistischer Eigentümlichkeiten berührt, die gewissen in unseren Texten und sonst im Ausdrucksbereich der Schizophrenen wiederkehrenden Abweichungen sehr ähnlich sind. Manche Wort- und Satzbildungen zeigen dies noch deutlicher, als unser bisheriges Material. So Stellen aus dem folgenden von Hoche ([57] publizierten Gedicht eines Hebephrenen:

„Weithin, unbekannten Gefilden Fantasie zuneigt
eigenartig irdische Gefilde dort uns zeigt
Dem Boden stellenhaft üppiger Pflanzenwuchs entspringt
ein goldig leuchtend kronenarten Hellgestirn herdringt
Uebermenschliche Natur in diesen Sphären weilet
Rotierend leichtes Gasgemeng zum Flug sie erteilet
Elektrizität zur Kugelhalle fest sie keilet
Ihr Sehen ist von eigenartigster Empfindsame
Ihr Geist von helltiefer schöpferischer Kenntnisnahme
Groß und viel und leicht ist manches Menschen Glücken
Rund und schwer und flott er schöpfet zum Entzücken."

Es ist klar, daß dieses Gedicht als Ganzes keinen Anspruch darauf machen kann, mit expressionistischer Lyrik verglichen zu werden. Es ist alles andere als ausgestaltete Wortkunst im Sinne der obigen Thesen. In den Details wird jedoch tatsächlich etwas von den postulierten und exemplifizierten Prinzipien sichtbar. Die erste Zeile z. B. zeigt offensichtlich in der Verkürzung und Umstellung eine gewisse Konzentration. Der Gehalt der Doppelzeile

„Weithin unbekannten Gefilden Fantasie zuneigt
eigenartig irdisches Gefilde dort uns zeigt"

ist nicht nur durch den Reim poetisch gesteigert; er ist auch durch die Wortfügung und die relative Knappheit des verwendeten Materials konzentrierter gefaßt als in der konventionellen Aussage:

„Die Fantasie neigt weithin unbekannten Gefilden zu,
sie zeigt uns dort eigenartiges irdisches Gefilde."

Wir sehen, die Abweichungen von der üblichen Redeweise erreichen einen bestimmten Zweck. Nehmen wir die zweite Doppelzeile, so treffen wir auf dasselbe. Hier wird die Erörterung jedoch noch interessanter, weil wir auf umgestaltete Einzelworte stoßen. „Stellenhaft" ist ohne Frage ein anderer Ausdruck für „stellenweise". Man könnte annehmen, daß die Veränderung der Nachsilbe lediglich einem metrischen Bedürfnis dient. Dann hätte der Verfasser aber apostrophieren können, wie er es in der zweiten Zeile getan hat. Der Vergleich mit der nächsten Zeile legt die Vermutung nahe, daß „stellenhaft" einen speziellen Sinn hat. Dort ist der Hauptbegriff „ein goldig leuchtend kronenarten Hellgestirn". Fragt man sich, welche Antriebe hinter der Bildung der beiden letzten Worte stehen mögen, so kann man unmöglich auf metrische Erfordernisse zurückschließen. Es wäre metrisch alles in Reih und Glied, wenn es hieße „ein goldig leuchtend kronenartiges Gestirn herdringt". Daß statt der gebräuchlichen Worte umgestaltete verwendet werden, erklärt sich aber, wenn man den Gefühlswert beider Lösungen vergleicht. „Kronenarten Hellgestirn" ist wesentlich konzentrierter, enthält vielmehr Eigenton eines bestimmten erlebten Bedeutungsgehaltes als das neutrale „kronenartiges Gestirn" Auch „kronenartig' Hellgestirn" würde nicht die Bedeutung vermitteln. Vielleicht nur, weil man den Begriff „artig" in seiner moralischen Nebennote mit anklingen hört. Das Wort „Kronenarten" ist, obwohl ungebräuchlich, einheitlicher, voller, man möchte sagen schlackenreiner, als der konventionelle Parallelbegriff. Der Wortstamm ist in ihm komplexer, undifferenzierter gegeben, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß der Kranke diese Form gewählt hat, weil es ihm — wenn auch ohne sich dieser Absicht bewußt zu sein — auf diesen nackteren, absoluteren Audruck ankommt. Für „stellenhaft" dürfte ganz ähnliches in Frage kommen. Nicht allein, daß in dem Stamm „weise" ebenfalls ein störender Nebensinn mitempfunden werden könnte. „Stellenweis" ist im Ganzen abgenutzter und verwässerter. Das erregte Gefühl bedient sich ungern solcher Worte und schafft lieber neue, die den Inhalt lebendiger und kräftiger zum Ausdruck bringen. Dieser Standpunkt ließe sich natürlich nicht vertreten, wenn es sich um einmalige isolierte Vorkommnisse handelte. In der Tat müssen wir aber eine relativ beträchtliche Zahl ähnlicher Beispiele berücksichtigen. Nächst dem Adjektivkompositum „helltief" (vgl. solche bei Hölderlin „der mitleidswerte naive Irrtum", „das närrisch-wilde Nachsuchen" . . . ([33]) verdienen Worte wie „zuneigt", „herdringt", „keilet", „Kugelhalle", „Empfindsame" unsere Beachtung. Wenn die Abweichung vom Konventionellen hier auch teilweise nur geringfügig ist und zum Teil durch das Mitwirken von Reimtendenzen mitbedingt sein mag, so erscheint es doch nicht müßig, auf die besondere Eindringlichkeit hinzuweisen, die ihnen außerdem als Einzelgebilden anhaftet und in Erwägung zu ziehen,

inwieweit diese Folge eines speziell in dieser Richtung liegenden Sonderbestrebens ist.

Ein schönes Beispiel für Kürze und Konzentration in Satz und Einzelwort liefern Texte eines von Prinzhorn publizierten Falles (7, die als Erläuterungen zu Bildern abgegeben wurden. Obwohl die Diagnose der Anstalt auf senile Manie lautet, weisen sie, wie auch Prinzhorn hervorhebt, nach schizophrener Seite und dürfen deshalb wohl unbedenklich von uns herangezogen werden. Der erste bezieht sich auf ein Aquarell „Der Wackelfels" und behandelt eine Episode aus der Wanderschaft des Kranken, der zweite erläutert ein anderes Aquarell „Gericht zwischen Himmel und Erde", für dessen Entstehung Prinzhorn halluzinatorische Erlebnisse nicht ausschließen möchte.

Zu „Wackelfels":
„Erklär einen wakelfels (granit) 1868 nah pfingsten besteig den w. im rundgang dicht an Eichstätter chausse; überzeug w. wakel, find stell inmit, breitbeinig gewakelt; zwei turm hoch; 3 furen erd aufgefaren zeug pfingsten halme wie auf insel Helgoland; 6 busch shwarzdorn rings zu schutz angepflanzt; am abhang mir schwindel; kau'r nieder; krig auf viren langsam denselben weg hinab; treff 2 kunden; 3 nach großstadt Wien; viaticiere; weil 1¼ jar keine contition find, empfang dopel viaticum 8 gulde; nachte gasthofs golden krone kein bet, weder hotel, gasthofs noch privat; ist besetzt; dinstmädel zünd latern führ mich in kuhstal; rigel ein; schlumer auf stroh; unrein; mite nacht wek knistergeräusch mich wach; dunkel; fauch mich an; fül nach; greif ein horn, fül rand von strohut; zer her zer rück; stoß an kethängend balke, laß faren; fres zu kanalie; tubabläser; mein neuer strohut caput morgen pfingstfest, kein lade offen, beest; kein strohalm über; schlumer ärgerlich trüb und bekümert ein; 1. feiertag besuch zoolog. garten, spei ein lama zerkaut heu mit saft on hut gesicht u. augen voll. O. H."

„Disertation über gericht zwischen Himel u. erde finde nur bei gewiter stat; auf Allheiligkeit befel ist heil. apostel u. misionar kniefätig verhör geleitet; schatenfürst erhebt anspruch an abgefalne, welche grund anklage ihm gehören; durch fürst formel folgen schuldige in leonidenwolke; drin spant geist elektro dem wink, augenblik durch zersprengte erdrinde sele in höle zu fördern; geist magnet eilt elektro schrit; dame ungenant woltätig; eigen ich schleudert sie in höle; wil name wisen? citir im jugendmedium fürst der schaten in seinen körper; rede wahr zu belehren eine virtelstunde; danke für name; frag über citirte auf dem bild; wie lang strafe? frag über dich selbst; folg seinem rat; dan ist kein anteil; ruhe läutert deine sele; befrag über angehörige; grauer fürst unterhält sich gern; auf befel zeigt er sich; fürchte nichts! befrag über Anstelung, harmlos. O. H. Hypno-Elektro-Magnetiseur."

So interessant es wäre, den verschiedenen pathologischen Elementen, die sich in dem sonderbaren Stil dieser Niederschriften zeigen, im Einzelnen nachzugehen, — es kann uns im Rahmen unseres Themas nur ein Teil davon in Anspruch nehmen, der mit dem Vorigen in

engeren Verhältnis steht. Es sind dies die eigentümlich knappen Wendungen, die die konventionelle Grammatik durchbrechen, dabei aber durchaus verständlich und zum Teil sogar sehr präzis wirken. Stilistisch handelt es sich um Wortumbildungen und eigenwillige abweichende syntaktische Formen. Der Kranke sagt statt: „Ich übernachte im Gasthof Goldene Krone, bekomme kein Bett, weder im Hotel, im Gasthof noch privat. Es ist alles besetzt." : „nachte gasthofs golden krone, kein bet, weder hotel gasthofs noch privat, ist besetzt." Statt „Mitten in der Nacht weckt mich ein Knistergeräusch. Es ist dunkel. Es faucht mich etwas an. Ich fühle danach. Greife ein Horn. Fühle den Rand meines Strohhuts. Zerre her, zerre zurück. Stoße an einen Balken, der an einer Kette hängt": „mite nacht wek knistergeräusch mich wach; dunkel; fauch mich an; greif ein Horn; fül rand vom strohut; zer her zer rück; stoß an kethängend balke". Statt: „Darin wartet der Geist Elektro gespannt auf den Wink, die Seele augenblicklich durch die zersprengte Erdrinde in die Hölle zu befördern." : „drin spant geist elektro dem wink, augenblik durch zersprengte erdrinde sele in höle zu fördern". Es ist nicht schlechthin „Depeschenstil", was wir hier vor uns haben, sondern ein Stil mit merkwürdig knappen Konstruktionen, die bewirken, daß wir tatsächlich gegliederten Beziehungen, nicht bloß einer Reihe von Stichworten, gegenüberstehen. Wendungen wie „nachte gasthofs", „grund anklage", „durch fürst formel", „spant geist . . . dem wink" zeigen, daß der Drang zur Kürze zum Erwerb syntaktischer Ausdrucksmittel geführt hat, die die konventionelle Sprache nicht beherrscht und die wir uns nur aus einer Umstellung des Sprachgefühls entstanden denken können, die die im Einzelwort liegenden konstruktiven Elemente ungewöhnlich scharf zu Bewußtsein kommen läßt. Zieht man dies bei der Beurteilung des Ganzen gebührend in Rechnung, so erhalten auch die übrigen Kürzungen ein anderes Ansehen. Es scheint in der Tat ein inneres — sicher nicht bewußt beabsichtigtes! — „Ziel" des Kranken zu sein, „den Begriff mit möglichst wenig Lautmitteln zu gestalten". Sehen wir doch, daß er dieser Tendenz auf der ganzen Linie von der syntaktischen bis zur orthographischen Darstellung huldigt: in der Art der Konstruktionen, im Fortlassen alles Ueberflüssigen (Präpositionen, Pronomina, Artikel), der Rückkehr auf den Stamm („nachte" statt „übernachte", „zünd" statt „zünde an", „fördern" statt „befördern"), der Außerachtlassung der Deklinations- und Konjugationszeichen und endlich in der Wortschreibung, die elektiv auf alle Füllbuchstaben verzichtet.

Die äußere Verwandtschaft mit den Ausdruckstendenzen des Expressionismus, die wir in allen diesen Faktoren an den Tag gelegt sehen, zwingt uns ein höheres Interesse ab, wenn wir hinzunehmen, daß die Darstellung in einigen Elementen einen Fingerzeig für eine ebensolche ihrer inneren Bedingungen enthält. Fragen wir uns, was den expressionistischen Dichter innerlich zu seinen eigentümlichen Freiheiten berechtigt, so liegt die Antwort in der Prämisse der obigen Maximen, die den Begriff als „Ausdruck für das Erlebnis von etwas Ungreifbarem"

determiniert. — „Jeder Begriff ist unbestimmt, vieldeutig. Jeder Begriff ist ein komplexer Wert. Für den komplexen Wert die Sprachtongestalt zu schaffen, ist Wortschöpfung". — Die Sprachumgestaltung geschieht, wie wir sehen, auf dem Boden einer besonderen emotionellen Erregung, in der der spezifische Erlebniswert des erlebten Dinges die Eingliederung in die zugebote stehenden festen Sprachformen unmöglich macht. Der Dichter kürzt und konzentriert, weil seine erlebnismäßige Anteilnahme an den Dingen, die er gestalten will, zu intensiv ist, als daß die mehr oder weniger verwässerten uneignen Worte dazu hinreichend wären. Sehen wir auf unseren Kranken zurück, so ist bei ihm in der Neigung, die Darstellung hin und wieder durch Einschiebung direkter Affektäußerungen („fres zu kanalie", — „beest") zu unterbrechen und aus dem Zusammenhang heraus Ratschläge an den Leser zu erteilen (Schlußsätze von 2), ein Hinweis auf eine ganz ähnliche Steigerung des Emotionalen gegeben. Wir dürfen aus diesen Phänomenen zweifellos den Schluß ziehen, daß er ungewöhnlich tief in den Stoff seiner Schilderung hereingezogen wird, so sehr eben, daß eine affektive Erregtheit entsteht, die zu unmittelbaren Entladungen führt. Rechtgenommen heißt dies nichts anderes, als daß sich uns ein indirekter Beleg für einen Sachverhalt zur Verfügung stellt, der auf direktem Wege zwar fühlbar aber nicht logisch zu beweisen war.

Der Umstand, daß wir hier beides: stylistische Eigentümlichkeiten, die schon fast für sich sprechen, und daneben andere ohnehin unmißverständliche Anzeichen erhöhter Emotionalität zu Gesicht bekommen, hat die sehr auffällige Verwandtschaftsbeziehung zur Seite, die zwischen dem Ausgangspunkt der expressionistischen und der Hölderlinschen Poetik besteht. Es ist ohne weiteres sichtbar, daß beide sich im Spezifischen ihrer Tendenz eng berühren. Was Hölderlins Uebertragungsidee zugrundeliegt ([28], ist im Wesentlichen der gleiche Zweifel an der Adäquatheit konventioneller Worte, der sich aus den Thesen Schreyers erhebt. Der schizophrene Hölderlin begibt sich in der Theorie wie in der Produktion der klassischen Identitätsidee und wird durch diese Umstellung Vorläufer des expessionistischen Styls und Verwandter der jüngsten Moderne. Die psychologische Nähe der beiden Phänomene kann kaum instruktiver dargetan werden. Ueberlegen wir, was ihr Nachweis für uns bedeutet, so ist es ähnlich wie beim Vergleich mit der Psychologie des „Typus III". Wir sehen einen Teil unserer Symptome auf anderem Gebiet im Rahmen eines psychologisch verständlichen Zusammenhanges wiederkehren und dürfen aus der Uebereinstimmung in einer größeren Reihe von Einzelelementen einen Beleg für einen psychologischen Sinn erblicken, dessen wir ohne diesen Vergleich sehr viel weniger sicher sein würden, ja der uns ohne ihn vielleicht überhaupt nur in vermindertem Maße zugänglich würde. Wie sehr die sonderbare Inbrunst der Einfühlung in Hölderlins Spätzeit dem seelischen Boden des Expressionismus entspricht, möge noch eine etwas hyperbelhafte Darlegung über die Psychologie des letzteren

bekräftigen, die einem der Programme der Expressionisten entnommen ist ([58]:

„Der Expressionismus fügt zu beidem, was nun schon erreicht ist (in der vorangehenden Kunstentwicklung — Anm. d. Verf.), *die ungeheure Inbrunst, bei der der eigentliche Entstehungsherd der Begriffsbildung, nämlich das Gehirn, das denkende Ich, die durch Urteile und Aprioritäten aufgemauerte „Persönlichkeit", in die Luft gesprengt werden soll. Dies ist zu beachten: die neue Kunst ist unpersönlich, weil der Ausdruckswille so ungeheuer ist, daß die Wandlungen des Privat-Ichs zu klein werden und bersten. Ich löst sich auf in die Weite und Breite; es resorbiert fremde Wellen; es verlängert sich in entgegengesetzte Zustände. Das Ich, um es drastischer zu sagen, rückentwickelt sich aus dem Wirbeltier zu schwebenden schwimmenden Weichwesen. Von diesen Dichtern der neuen Generation ist also persönlich nicht viel zu sagen. Sie sind Lyriker, ausschweifende Pantheisten, „Transfusorien"-Tiere, denen kein Organismus zu verschlossen ist, um nicht hineinzukriechen und von innen heraus dieses fremde Leben mitzuleben."*

Daß Feststellungen wie diese keineswegs gleichbedeutend mit einer — womöglich dem Expressionismus gegenüber abfälligen! — Identifizierung sind, hat an Hand der Parallellage auf bildnerischem Gebiet Prinzhorn schon gebührend hervorgehoben ([7]. Die stylistischen Tendenzen der neuen Kunst sind gegenüber erlebnisstarker Dichtung früherer Epochen durchaus nicht das absolute Novum, als das sie häufig mißverstanden werden. Neben Dichtern wie Rabelais ([18], Jean Paul, Kleist, Klopstock, bei denen besondere geistige Leidenschaft oder ein extrem leidenschaftliches Ausdrucksverlangen in Rechnung gezogen werden muß, kann immerhin auch eine Auswahl der Neologismen und Komposita Goethescher Lyrik ([59] als Beleg für ein nicht gerade rücksichtsvolles Beachten der Konvention herangezogen werden, das von den radikalen Konsequenzen des Expressionismus schließlich nur graduell verschieden ist. Gar nicht so sehr davon entfernt sind aber auch gewisse syntaktische Elemente: Hereinbeziehung der Präpositionen in das Verbum, Bevorzugung transitiver und möglichst aktiver Zeitworte, prägnante Abhängigkeiten, Akkusativ des inneren Objekts, Stylformen also ([60], denen unverkennbar der Drang zur Verkürzung und Kondensation innewohnt, der beim Expressionisten herrisch und oft gewaltsam in den Vordergrund tritt.

V.

Daß wir prinzipiell auf der richtigen Fährte sind, wenn wir die einzelnen so gearteten Erscheinungen einerseits als symptomatische Faktoren der Krankheit, andererseits als Glieder einer näher definierbaren psychologischen Gesamthaltung betrachten, mag nun noch eine Reihe möglichst unterschiedlicher Dokumente zeigen, die wir in etwas loserer Form an die vorigen anschließen wollen.

Zunächst der „Lebenslauf" eines 39jährigen schizophrenen Militäranwärters eigener Beobachtung.

Ich „B. O." bin geboren am 12. XX. 84. zu „X". im Kreise „Z", und nachher verzogen nach „Y", wo Ich von 6 Jahre die evangelische Volksschule besuchte wie Ich aus der Schule kam erlernte Ich das Windmüllerhandwerk und machte wie Ich ausgelernt hatte, auch in die Fremde bis zu meinem Aktiven Diensteintritt zum Militär und zwar bei den „XX." Ulanenregiment in „W." in „V." bei „U." nach 1 jähriger Dienstausbildungszeit wurden Leute angefordert die Lust hatten Sich zu melden nach Deutsch Südwestafrika. wier waren 12 Mann 1 Unteroffizier wier meldeten uns und kamen auch gleich nach der meldung fort und swar kamen wier erst nach „T." wo wir eine nacht in der Kaserne der Infanterie Nachtlager nahmen, den anderen Tag bekamen wier überweisungskarte nach „S." wo wier von semtlichen Regimentern Deutschlands zusammen kamen es war eine Freude wie wier uns zusammengefunden hatten. nach einer Stunde dortigen Aufenthalt auf den Hauptbahnhof „S". ging der spaß weiter nach richtung „R". wo wir nun zum Stiel der Afrikanischen Schutztruppe ausgebildet wurden nach 14 Tage Ausbildungszeit machten wir zusammen Manschaften Offiziere und 800 Pferde in Zuge nach „Q." wo wier durch Hura rufe durch den Hamburger Leuten im Zuge empfangen wurden der Personen Zug fuhr direckt am Hafen ein, wo wier natierlich unseres Schiff „P. O." geschmückt mit Blumen und Galanten blitzern sahen, nach dem empfang in „Q" sangen wier das bekannte Lied Deutschland Deutschland über alles und nachdem ging die Einschiffung loß wo wier in einer halben Stunde mit Sack und Pack Eingeschifft wurden, gleich darauf gab der Dampfer sein letzten Ruf ab und setzte Sich gleichfalls in Bewegung wier fuhren die erste tuhr nach Laßpalma nach 8 Tage Fahrt Landeten wier in Laßpalma es ist eine Kanarische Insel, wo wier Kohle einnamen es dauerte 2 Stunden wo wier fertig waren nun gings wieder weiter und kamen nach 8 Tagen Fahrt in Manrovia an auch eine Insel wo Sich schon schwarze niedergelassen hatten wier nahmen gleichfalls von da aus 80 schwarze Neger mit die auf der Reise das Schiff säuberten wier sahen nun auf der Fahrt den Leuchtturm von Swakopmund blitzern den wir natierlich durch ganz nahes ansehen erst nach 8 Tage Fahrt erreichten es macht die dünne Luft, endlich kamen wier nach Swakopmund es ist eine Hafenstadt von Südwestafrika wo die X. Etappenkompanie ausgeschifft wurde jetzt gings die letzte tuhr ab und zwar nach Biederitzbucht das weiteste Ende wo natierlich Manschaften Offiziere und Pferde alles Ausgeschifft wurde und wir in Baracken Einqwadiert wurden wier wurden nachher sordiert und dann gings Apmarsch in das Klima weiter. Ich wurde der Verstärkung zur Besatzung mit 6 Mann zugeteihlt und swar wurden wir

nach Y verlegt einer der größten Stationen von Afrika nach 6 Wochen gingen die Gefechte loß das erste Gefecht am O Fluß wo Leutnant „N". einer der besten Offiziere durch Rickenschuß den Tod fand auch verschiedene Manschaften mußten Sich den Tot hingeben die Herzschlag bekamen durch die Klosale Hitze. So ging das nun die ganzen 3 Jahre lang wo wier natierlich nachher sehr fühle Kranke auch verschiedene Tote hatten zuletzt wurde Ich auch noch krank bekam Ruhr Malaria wurde von Y nach Biederitzer Baracken Lazarett verlegt. Ich lag nacher 3 Wochen wurde Heimsendungsbedürftig geschrieben und schon gings nach der Heimat wir machten nacher dieselbe Richtung wieder zurück wurden in Kuxhafen noch mahl Untersucht und bekam nacher meinen Urlaub von 8 Wochen neben meiner Entlassung Anstellungsschein.

„B. O."

Es ist ein merkwürdiges Dokument, wie wir sehen. Weniger wegen der Mängel der Orthographie und Grammatik, die zum Teil auf das Konto des Bildungsgrades, zum Teil natürlich auf das direkter Krankheitsstörungen gesetzt werden können, als durch die relativ breite Behandlung speziell solcher Ereignisse, denen ein stärkerer Gefühlsbeiklang innewohnt. Gegenüber der knappen und lückenhaften Berichterstattung im Ganzen fällt als sonderbar auf, daß davon abweichend Momente wie die Freude beim Zusammentreffen in „S.", das Hurrarufen in „Q.", der Eindruck des geschmückten Schiffes, das Absingen des Deutschlandliedes, das Auftauchen der Schwarzen, das Leuchten des Leuchtturms, die dünne Luft und schließlich der Tod des Offiziers und der Soldaten mit anhänglichem Eifer angeführt sind. Wir haben die denkbar primitivste Manifestation der relativen Hypertrophie des Emotionalen vor uns: ihr einfach quantitatives Ueberwiegen in den geäußerten Reminiszenzen. In stylistischer Hinsicht sind nur einige Kleinigkeiten bemerkenswert. Bei der Schilderung des Schiffes kommt es zu dem Neologismus „blitzern", der aber auch Provinzialismus sein könnte. Statt vom Tuten ist vom „Ruf" des Schiffes die Rede, wir haben hier also eine Metapher vor uns. Die Neger werden mit einer Tautologie eigens als „schwarze Neger" bezeichnet. Vom Tode der Mannschaften gibt uns der Autor mit einem besonders getragenen Ausdruck Kenntnis. Endlich gebraucht er eine eigentümlich knappe Wendung, die an das „gasthofs" des vorigen Beispiels erinnert, in seinem „dann gings A p m a r s c h in das Klima weiter."

Der Ton des Schreibens erinnert im Ganzen sehr an den Gefühls- und Ausdruckscharakter unentwickelter Intelligenzstufen, wie wir sie beim Kinde ([60] und beim geistig Reduzierten vorfinden. Einen ähnlichen Eindruck hinterlassen Reaktionen auf Reizworte aus dem Sinnesgebiet, die Pfersdorf ([48] veröffentlicht hat, z. B.:

auf *„hell": „Hell, was hell ist? hell und heiter hat denselben Sinn; hell ist eine klare Sache, eine Helle, ein Glanz, ein gereinigtes Metall. Durchsichtige Sachen, die nur den Glanz haben, Silber,*

Gold ist auch hell; oder die Himmelsbläue durch den Nebel zu sehen.“ —

auf *„weiß“: „Weiß ist noch eine der edelsten Farben . . .“*

auf *„rot“: . . . . . „In den Lüften ist das Rot beständig, wenn sich die Sonne in den Schatten dreht, das Frührot und das Abendrot. Rot wird es immer geben, rot ist beständig, die Sonne ist beständig, wenn die Erde sich dreht und es Nacht wird. Das Rote weicht dem Tage aus und der Nacht aus, bleibt ein Sieger, ist nicht beständig und trotzdem ist es eine Beständigkeit, beständig zu sehen, beständig durch das Wandern, dann ist das versteckte Rot verstehend in der ganzen belebten Natur bestehend wider Recht oder mit Recht das Rot.“*

auf *„blau“: . . . . . „Das größte Blau ist das Himmelsblau wenn es himmelblau ist, wenn die Natur die blaue Seite zeigt, blau ist nur ein Schein durch die Länge der Luft, eine Farbe ist das blau nicht.“*

Wie man sieht, enthalten diese Antworten eine ganze Reihe der uns aus dem Früheren geläufig gewordenen Elemente. Ihr Charakteristikum ist die Intensität des Gefühls, die aus ihnen spricht. Diese tritt sowohl inhaltlich als formal in Erscheinung. Wenn der Kranke hell und heiter gleichsetzt oder weiß „eine der edelsten Farben“ nennt, so sind dies Uebertragungen ins Geistige, die einen tiefen Nachhall der Sinnesvorstellung bekunden. Ebenso, wenn er rot als „Sieger“ bzw. als „Beständigkeit“ bezeichnet, oder das Wesen des Blauen dadurch charakterisiert, daß er sagt, das Blau sei „keine Farbe“ sondern eine Funktion der „Natur“, wenn diese „die blaue Seite zeigt“. Stylistisch fällt die Neigung zu kurzgliedrigen Reihen und gehäuften Appositionen auf (hell und heiter hat denselben Sinn; hell ist eine klare Sache; eine Helle, ein Glanz, ein gereinigtes Metall . . .“) Neben dieser das Haften am Speziellen („ein Glanz, ein g e r e i n i g t e s Metall“, „die Himmelsbläue, d u r c h d e n N e b e l z u s e h e n“), dessen negative Auswirkung ist, daß der Kranke sich nicht bis zu der den glatten Ablauf der Mitteilungssprache gewährleistenden Höhe von den bei ihm angeregten Teilvorstellungen loslösen kann.

Es liegt nicht ganz fern, sowohl für das Haften an den konkreten Einzelvorstellungen, wie für die eigentümlich intensive Auseinandersetzung mit den Farbbegriffen eine für das übrige Gefühlsleben mehr oder weniger irrelevante spezifische Disposition für das Optische verantwortlich zu machen, umsomehr als sich uns in der relativ häufigen Neigung zum Zeichnen und zu bildlichen Vergleichen, die streng am Anschaulichen festhalten, weitere Belege für diese Deutung anzubieten scheinen. In der Tat ist von mehreren Autoren auf eine Praevalenz der optischen Sinneseindrücke hingewiesen worden ([48], [61], [62], [63]. Je mehr Vergleichsmaterial möglichst allgemein typischen Charakters wir zusammentragen, umso zwingender scheint sich mir jedoch die Erkenntnis aufzudrängen, daß die Steigerung der optischen Funktionen lediglich als Sonderfall im Rahmen der Gesamterscheinung einer nicht

einmal bloß auf die Sinneseindrücke beschränkten sondern das Emotionale im Ganzen betreffenden Intensitätserhöhung betrachtet werden muß. In dem folgenden Text, einem Ausschnitt aus einer Niederschrift über halluzinatorische Erlebnisse von einem Patienten Schilders (64, ist sehr schön die Parallelität optischer und akustischer und niederer Sinneseindrücke ersichtlich:

„Ich hatte bald erhabenere Punkte erreicht, bald befand ich mich in tiefen Tälern oder Kellern. Einmal schwebte ich zwischen vielen azurenen Gletscherspalten, ein anderes Mal lag ich in dem heißen Maschinenraum eines Dampfers, der aber tief unter Wasser gesunken zu sein schien. . . Dann wieder befand ich mich auf der luftigen Höhe eines Leuchtturmes, an dessen Fenster der Wind rüttelte. Darauf lag ich in Banden des eisigen Kellers desselben Turmes. Dort stachen mir Leute mit langen Nadeln in den Kopf, über mir hörte ich die Stimme eines jungen Hühnchens".

Das Charakteristische des Schreibens liegt in der Lebhaftigkeit der schmückenden Beiwörter („azurene Gletscherspalten", „heißer Maschinenraum", „luftige Höhe des Leuchtturmes", „Banden des eisigen Kellers") und in der engen Konkretheit der Schlußvorstellung (Stimme eines jungen Hühnchens). Wie wir sehen, ist von diesen stärkeren Gefühlston tragenden Worten jedoch nur eins der optischen Kategorie zugehörig. Heiß, eisig, luftig betreffen die niedern Sinne und in der „Stimme eines jungen Hühnchens" haben wir ein den optischen vergleichbares Konkretum akustischen Inhalts.

Wenn wir allgemein eine Eigentümlichkeit schizophrener Gefühlsäußerungen auf sprachlichem Gebiet hervorheben wollen, so liegt diese in einem sonderbaren Zuviel oder jedesfalls Mehr an Erlebnistreue ganz abgesehen von dem speziellen Sinnesbereich, dem das betreffende Gefühl resp. der Eindruck angehört. Das Hauptkontingent stellen allerdings wohl Klagen über Zustände, Aeußerungen über körperliche und seelische Sensationen, die Summe aller jener bekannten Gefühls- und Empfindungsschilderungen, die die allgemeine Symtomatologie zu Dutzenden registriert hat. Vom Standpunkt der Stylistik ist es möglich, hier eigentliche und bildliche Sprachformen von einander abzugrenzen. Die Uebergänge sind jedoch so flüssig, daß dies kaum ratsam ist. Wenn ein Kranker sich „ganz verdunkelt" fühlt (65 oder sagt, im Kopfe sei alles „vergeistert" (65, so ist schwer zu entscheiden, ob man schon von Metaphern oder noch von direkten Empfindungsschilderungen reden darf. Manche solcher Wendungen sehen ganz wie echte Metaphern aus, so z. B. „Das Blut ist mir immer so untreu" (65, oder „Die Stimme ist gefroren" (65. Andere wirken wie Hyperbeln, so wenn etwa angegeben wird, der Kranke fühle sich „umschlungen von Kälte" (65, der Verstand werde „wie Lappen vom Hirn gezogen" (65, „die Gedanken würden abgeschröpft" (65 etc. An der Grenze der Metapher stehen auch Neologismen wie „Wolkengedanken" (65, „Stimmeingreifung" (65, „Stimmeinprüfung" (65, „Verblendereien"

([65] und ähnliche. Andere sind offenbar Ausdruck jenes sonderbaren Haftens am Konkreten, von dem mehrfach zu reden war, so wenn ein Patient in Bezug auf sich selber sagt, „es werde Schweinemord“ ([65] getrieben, oder „man klystiere ihn mit Kirchhofsverwesung“ ([65].

Bekanntlich haben diese Gefühlsumschreibungen große äußere Aehnlichkeit mit Aeußerungen auf der frühen Stufe emotionalen Geisteslebens, in der die Empfindungen des Primitiven noch ein untrennbares psychisches Amalgam mit dem gegenständlich gegebenen Eindruck bilden ([66]. Wenn es schon in Anbetracht dieser äußeren Analogie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, daß wir berechtigt sind, ihr psychologisches Entstehen auf eine allgemeine Umgestaltung des Erlebnisvorganges zurückzuführen, so weisen die Arbeiten von Schilder ([64], Reiß ([67] und Storch ([68] darauf hin, daß die Erlebnis- und Denkformen Schizophrener in manchen Fällen Beziehungen zur Geisteshaltung des Primitiven erkennen lassen, die diese Hypothese an die Grenze sicherer Gewißheit erheben. Der Umstand, daß wir in der Gedankenbildung der Kranken den Typus der magisch-symbolischen Denkweise der Naturvölker wiederholt finden, spricht unbedingt zugunsten der Annahme, auch hinter der formalen Aehnlichkeit der Gefühlsäußerungen eine innere Parallele zu vermuten. Es ist uns aus den jüngeren völkerpsychologischen und entwicklungspsychologischen Erhebungen klar geworden, daß das magische und emotionale Denken der frühen Stufen der Geistesentwicklung eigenen Gesetzen ([66], [69], [70] folgt. Für den Primitiven gilt weder der Satz vom Widerspruch noch erlebt er die Dinge und Vorgänge der Außenwelt und der eigenen Person isoliert. Eindruck und Ich partizipieren miteinander. Es kommt infolgedessen nicht zur logischen Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, sondern dieses geht ohne feste Grenze in jenes über. Der Faktor, der für den Gegenstand unserer Betrachtung am wichtigsten ist, ist die mit dieser Geisteshaltung einhergehende Unfähigkeit zur Abstraktion. Der Primitive erlebt komplex, das heißt die für das abstrakte Denken charakteristische Loslösung der Begriffe von den Stoffen unterbleibt bei ihm, auch die Eigenschaftsvorstellungen isolieren sich nicht von den Dingvorstellungen und können dementsprechend nicht losgelöst von diesen auf andere übertragen werden. Wir sehen in allen diesen Elementen eine weitgehende Konformität mit der Sprache unserer Patienten. Wie diese ist auch die archaische Sprache eben der gleichen Bildungen wegen mit der dichterischen verglichen worden ([17], [42], [71]. Ihr Reichtum an Gefühlsworten, Metaphern und Bildern erklärt sich uns heute aus einem Zugleich an emotionaler Fülle und Mangel an abstrakten Fähigkeiten. In Hinblick auf das erstere ist sie der Dichtung verwandt. Jedenfalls vom Standpunkt einer Poetik, die von dem psychologischen Zustand des Dichters ausgeht und die dichterischen Sprachmittel mehr als natürliche Aeußerungen einer speziellen Gesamtlage, erst in zweiter Linie als bewußt beabsichtigte Kunstformen betrachtet. Hinsichtlich ihres abstrakten Niveaus steht sie dagegen natürlich wesentlich hinter dieser zurück.

Man könnte beinah eine Gegenüberstellung der dichterischen und der primitiven Sprache, die Müller-Freienfels in seiner „Poetik“ ([17] unternommen hat, zum Paradigma für das Verhältnis zwischen den von uns behandelten Symptomen und dichterischer Sprache nehmen: „Sie (die spezifisch dichterische Sprache)“ — schreibt er — „scheint dieselben Eigenheiten festzuhalten, die man auf frühen Stufen der Sprachentwicklung beobachten kann. Das „Malerische“ der Laute, wenig ausgearbeitete syntaktische Verknüpfung, Haften am Anschaulichen, komplexer, symbolischer Charakter der Begriffsbildung: alles das sind Dinge, die wir in den Sprachen primitiver Völker und der Kinder wiederfinden. Demnach scheint in der Tat die dichterische Sprache diesen Sprachformen näher zu stehen als der Sprache des logisch geschulten Denkens. Man darf jedoch in dieser Feststellung nicht eine Herabsetzung sehen. Richtiger wird man den Tatbestand auffassen, wenn man sagt: von der primitiven, wesentlich emotionalen Sprache gehen z w e i Entwicklungsrichtungen aus: die logisierte Sprache des auf die Objektivität gerichteten Intellekts und die Sprache des Dichters. Diese steht zwar der Urstufe in der Auswahl ihrer Mittel näher, aber auch sie entwickelt und verfeinert sich. Was in jenen primitiven Sprachen Not war, wird später bewußte Kunst. Wo der primitive Mensch unbeholfen stammelt oder sich mit dürftigen Konkreten an höhere Begriffe heranzutasten sucht, da setzt der große Dichter in seinem schöpferischen Instinkt die Worte und bleibt anschaulich, um die Dürre der Abstraktion zu vermeiden“. — Wesentlich ist jedoch zweierlei. Wir müssen einmal schon in der Sprache der Primitiven das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Abstraktionsmangel und emotionalem Uebermaß im Auge behalten. Gewisse experimentelle Untersuchungen, die auf den Nachweis herauslaufen, daß die Abstraktionsnot schon allein als zureichende Bedingung für das Zustandekommen von Bildern und Gleichnissen betrachtet werden kann ([72], dürfen nicht zu der Folgerung verleiten, daß wir in ihr tatsächlich die einzige Wurzel innerhalb des Archaischen gefunden haben. Die Neigung zum konkreten Ausdruck, zur Metapher und zum Gleichnis steht auf der emotionalen Geistesstufe in sichtbarem Zusammenhang mit einem gegenüber allem Späteren unerhört umfangreichen Mehr an Gefühlsintensität, demgegenüber — wie Werner hervorhebt ([86] — das spätere Gefühl „in gewissem Sinne ein blasses Abstraktum bleibt“. Außerdem müssen wir aber auch noch darauf erkennen, daß das Verhältnis beider Faktoren beim Schizophrenen ein noch stärkeres Primat des emotionalen Zuwachses voraussetzen läßt, zumindest in dem Sinne, daß die Erhöhung der Gefühlsamplitude dem Abstraktionsverlust als Vorbedingung vorangeht. Der Unterschied liegt darin, daß der Primitive die Mittel zur Abstraktion überhaupt noch nicht erworben hat, während die Kranken ihrer erst an Hand einer fortschreitenden Umwandlung der Erlebnisformen und -inhalte verlustig zu werden scheinen. Wir begegnen bei ihnen daher auch Beispielen, in denen nur das Positive dieser Umwandlung bemerkbar wird — neben natürlich

anderen, die nach beiden Seiten hin Abweichungen wahrnehmen lassen. Das Verhältnis der dichtungsähnlichen Involute zur echten Dichtung ist daher letztlich noch um einige Grade näher als das der Primitiven zu ihr. Man könnte vielleicht davon reden, daß sie zwischen beiden in der Mitte stehen.

Daß dem Schizophrenen abstrakte Worte nicht schlechthin fernliegen, haben wir schon aus unserem früheren Material ersehen. Im Vergleich mit der gewöhnlichen Mitteilungssprache müssen wir sogar im Allgemeinen einen Zuwachs konstatieren, der besonders in einem sonst nicht annähernd so häufigen Vorkommen abstrakter Substantive hervortritt. Am überzeugendsten wirken hierbei naturgemäß Komposita und Neologismen, wie sie uns unser erster Fall ungewöhnlich reichlich vor Augen führte: Nomina wie Verfremdung, Feineinstellungen, Rassenverfehmung, Freiheitslosigkeit, Folgeahnungen, Hoffnungsglück. Man hat diesen Ausdrücken gegenüber das Gefühl, als seien sie aus einer speziellen Tendenz zum Abstrakten hervorgegangen. Inzwischen konnten wir jedoch an Hand unserer weiteren Ausführungen nachweisen, daß es mit dieser Erklärung sein Bewenden hat. Es ist auch in diesen Bildungen wie in allen anderen ein eigentümlicher Subjektivismus, der stellenweise so weit geht, daß das Begriffswort den psychologischen Sinn der Metapher erhält. Man wird ihnen eher gerecht, wenn man sie dahin definiert, daß die Kranken in ihnen Mittel der logisierten Sprache im Sinne emotionaler Antriebe verwenden. Aus dieser Perspektive heraus wird die sonderbare Konkretheit der schizophrenen Begriffssprache unmittelbar verständlich. Worte wie Stimmeingreifung, Stimmeinprüfung, Verblendereien, Ehestifterei (65, Hineinzähmen (65, Befeinigen (65, Nachtsabhörerei (65 . . . . . und was der Beispiele mehr sind, sind ihrem äußeren Habitus nach ohne Zweifel Begriffsnomen; ihre psychologische Wurzel liegt dagegen in dem Verlangen, etwas Unbegriffliches, durchaus Konkretes, namhaft zu machen, zu dessen Versprachlichung sich der Sprecher zwar der bekannten Sprachform bedient, aber in tieferer Hinsicht eigentlich widerrechtlich. Die Loslösung vom subjektiven Eindruck, die der normalen Abstraktion vorausgeht, wird hier übergangen. Das Spezifische liegt gerade in der ganz konkreten Natur der Inhalte, die das subjektive Erlebnis so sinngetreu wiedergeben, daß man sich trotz ihrer Neuartigkeit und Eigenart ohne Schwierigkeit in sie einfühlen kann.

Von diesem Standpunkt aus wird auch das sehr bemerkenswerte Phänomen verständlich, daß Kranke einfachen Herkommens häufig Worte gebrauchen, die ihrer gewöhnlichen Umgangssprache und ihrem Bildungsniveau gegenüber sonderbar kompliziert und gewählt wirken. Es ist nichts Ungewöhnliches, aus dem Munde solcher Patienten zusammengesetzte Hauptworte, Begriffs- und Gefühlsnomen, darunter auch Fremdworte, zu hören, die bei näherer Kenntnis der Umwelt und des früheren Sprachniveaus überraschen müssen. Diese Erscheinung wird zugänglich, wenn man daran denkt, daß es das gesteigerte Gefühl

ist, das sie hervorruft. Die Betreffenden schaffen sich jene Ausdrücke entweder direkt selbst — ähnlich wie ihre Neologismen —, oder sie kommen aus ihren Erlebnissen heraus an die Bedeutung ehemals lediglich rezeptiv aufgenommenen Sprachguts heran, das ihnen nun auf einmal zum adäquaten Ausdrucksmittel eigener Vorstellungen wird. Wir erhalten etwa Texte wie die folgenden, bei denen die eigentümlich feine Wahl der Worte und die Differenziertheit des Ausdrucks, trotz stellenweise danebeneinhergehender Defektsymptome, unbedingt auffällt und auf ein Streben nach Adäquatheit mit dem Gefühl hinweist, das dem gesunden Durchschnittsmenschen für seine Mitteilungs- und Aeußerungsbedürfnisse in der Regel entbehrlich ist:

„Ich bin in entsetzlicher Angst, es ist die größte Gefahr, daß mein Leben mit Schrecken ein Ende nimmt, weil die ganze Anstalt wie ein Uhrwerk eingerichtet ist, das aber nicht von der Vernunft sondern von verückten Köpfen in den Zellen, die wie Zahnreder reguliert werden, geleitet ist, und nicht allein die Zellen sind so eingerichtet, daß man sich in Haranguationen wie auf einem telegraphischen Nervenspinngewebe hin- und herbewegen muß, auch auf den Gängen ist jeder Quadratmeter eine Einteilung, die irgendwoher einen Henkelmann zutage fördert, sei es zur Ansicht oder einen Gewalttätigen. Dabei werden Dünste, Glutwellen in den Abteilungen entwickelt, die einen schauderhaften Grad von Befangenheit einerseits, brutale fascinierende Gewalt und Schnelligkeit andererseits erzeugen; dazu besteht ein fortwährender Klang von Melodienklängen, Vermittlungsstimmen, die in grausamer Weise das Gemüt mit Widersprüchen perhorreszieren. Es ist ganz unbeschreiblich, mit welcher bösen Raffiniertheit diese Wechselgespräche geführt werden, die unter Zuhilfenahme von Influenzen in zersetzender Weise meuchlerisch von Körper zu Körper übertragen werden und Zeugnis davon geben, daß sogenannte verückte Stationäre in Verbindung mit allerhand Treibern und Haranguierern im Leben die grausamsten Verbrecher sind, die es gibt, die nur noch übertroffen werden, von einer Klasse, die unter Umständen einen erfaßt, ihn mit giftigen Fingern in unbedenklicher Weise wie eine gefüllte leblose Masse in einen anderen Zustand quetscht“ ([65].

„Christo viene, los muertos se levantam! Christus kommt, die Toten stehen auf steht an der Quelle eines fünfzehn Jahre lang von methodisch wahnsinnigen geheimen Giftmördern und Totschlägern in Deutschland hinter frecher wissentlicher Aktenfälschung verheimlichten Verbrechens geschrieben, das mit einem Habeas-Corpus-Befehl gebrandmarkten, von geistesgestörten Aerzten im Dienste amerikanischer Eisenbahnsubventionsschwindler in Mexiko angestifteten Justizmorde anfängt und mit einem Wunder des Heiligen Geistes endet, wie es nebenstehende Zeichnung veranschaulicht, ein Wunder in der Schuheinlegesohle des von satansbesessenen, geistesgestörten Meuchelmördern durch heimliche, gewaltsame Vergiftung und Gehirnzerschmetterung rücksichtslos Geopferten, Entmündigten, Totgeschriebenen ...“ ([73]

Ganz in der Nähe steht ein französischer Text unseres ersten Patienten, der den psychologischen Sinn dieser Erscheinung besonders drastisch beleuchtet. Der Kranke hatte kein spezielles Verhältnis zur französischen Sprache. Diese fremdsprachliche Niederschrift ist die einzige,

die er in dem behandelten Krankheitsabschnitt hinterließ. Was ihn zu ihr veranlaßte, ist deutlich aus dem Zusammenhang mit den früheren zu entnehmen: Er fühlt sich hier offenbar noch weniger gehindert an eigenwilligen Umformungen des gegebenen Materials, das er bis zur grammatischen Sinnlosigkeit entstellt, in dessen einzelne Elemente er aber andererseits auch überraschend leicht eindringt, so daß er sie behandeln kann als ob sie ein ganz gebräuchliches Mittel seiner Aeußerung wären:

„*La vie et la musique. La vie est formé par les diverses sens. Un sens de ces objets est l'orgeille* (soll heißen: l'oreille. Anm. d. Verf.). *Pour connetre d'entendre il est besoin que la musique soit fatiguée* (fatiguée statt tranquille. Anm. d. Verf.). *Soyont fatiguée est ce moment où la soleille n' a pas plus la force pour la monde de reflecter où est que les rues sont tout à coup comment mortes. Par cette régime, les fenêtres fermées, il est possible que les hommes sont concentrés sur un parce, sans qu' ils le veuillent; il est silencieuse et très commode, il ne dure pas longtemps et le song soit là. Le song connait si aimable et tout les racontes ne sont pas loin où la phantasie joue. La phantasie et la joue! Oh comme faites-vous la vie!*"

Die Uebersetzung fällt nicht viel schwerer als die mancher eigensprachlicher Texte unserer Patienten, weil es sich im Grunde um dasselbe Prinzip: die Verwendung objektiver Elemente in einem subjektiven, rein vom Gefühl diktierten Sinn handelt. Daneben spielt allerdings in vermehrtem Maße das Nichtfertigwerden mit dem Wortschatz eine Rolle. Der Kranke vergreift sich in seinen Ausdrücken zweifellos häufig ganz ungewollt, indem er statt einer ihm fehlenden Bezeichnung eine in der Nähe liegende andere benutzt, einmal sogar mit Uebergang ins Englische („song" statt chanson). Wesentlich für uns ist daran, daß der Schizophrene diese Mängel in Kauf nimmt, daß er trotz der erhöhten Schwierigkeit, die der fremdsprachliche Ausdruck mit sich bringt, in gewissen Fällen doch sehr gern von ihm Gebrauch macht. Wir entnehmen diesem Umstand Zweierlei: einmal relative Gleichgültigkeit gegen den objektiven Wortsinn, zweitens ein sonderbares Vertrauen zu der eigenen sprachlichen Leistungsfähigkeit, dessen objektive Berechtigung hier zwar aus den Tatsachen widerlegt wird, das sich in eigensprachlichen Texten aber, wie wir gesehen haben, wirklich auf das Zutagetreten positiver Ausdruckselemente stützen könnte.

VI.

Die beiden wesentlichsten Komponenten, auf die wir bei der Begründung unserer Anschauung immer wieder hingewiesen werden, sind einerseits die spezifischen Ausdrucksformen erhöhter Gefühlserregung: unmittelbare und bildliche, andererseits die charakteristischen Inhalte, unter denen das Seelische, Psychologische, Erotische, Religiöse und mehr oder minder auch das Philosophische eine bevorzugte Stellung einnehmen.

In der Kategorie der Ausdrucksformen ist es zunächst die Nichtachtung der durch den konventionellen Wortschatz gegebenen Grenzen, die als Fingerzeig für das Vorhandensein besonderer emotioneller Bedürfnisse angesehen werden darf. Nehmen wir Aeußerungen wie „es lächert mich so von unten herauf“ ([65], „ich werde verschläft“ ([65], „ich werde überfrecht“ ([65], so bedarf es hier nicht besonderer nachträglicher Erklärung, wie sie uns unser Patient für den Sinn seiner Neubildung „Verfremdung“ gab, um sicherzustellen, daß die Durchbrechung der Konvention einem bestimmten neuartigen Bedeutungsgehalt zugute zu schreiben ist. Es handelt sich sichtbar um die Schaffung von Bezeichnungen, die einen komplizierten Inhalt, der mit den gewohnten Mitteln nur durch mehrere Worte dargestellt werden könnte, in einen selbsterfundenen einheitlichen Begriff zusammenfassen. Ebenso belehrend sind manche Bezeichnungen zu Bildern in Prinzhorns Publikation, bei denen der überlogische Inhalt der bildnerischen Darstellung die Kontamination resp. den Neologismus der Unterschrift ohne weiteres rechtfertigt. Ausdrücke wie „Madonna-Soldaten“ ([74], „Bumperton“ ([75], „Universumstulp“ ([76 sind dem Eindruck der Bilder durchaus konform. Ihr komplexer Gehalt würde sich durch Begriffe aus dem Rahmen unseres üblichen Wortmaterials schlechthin nicht wiedergeben lassen. Es bedürfte dazu ausführlicher Erklärungen (vergl. die des Kranken „Sell“ zu Abb. 151!), während die Neubildungen durch die Zusammenballung weitschwingender Assoziationen tatsächlich einen adäquaten Inhalt repräsentieren. Manche Kontaminationen verraten ihre emotionale Herkunft durch eine an Tautologien erinnernde gegenseitige Verstärkung der Bestandteile. Zu „Schreckensüberfall“ ([77 bedarf es nicht der Bekanntschaft mit dem zugehörigen Bilde, die kombinierten Vorstellungen sprechen für sich. Dasselbe ist von Komposita wie „Kasemattenzuchthaus“ ([65], „verdreieidigt“ ([65], „Spießglanzbanquier“ ([78], „Quecksilberhering“ ([78 zu sagen. Bei den beiden ersten ist die Vereinigung der einander verwandten Begriffe (Kasematte, Zuchthaus und Eid, drei) völlig durchsichtig. Bei den letzten ist dem abstrakten Begriff (Banquier resp. Hering) eine sinnliche Nebenvorstellung zugesellt, durch die er einen zwar einseitigen, den Inhalt durch die Zuspitzung aber gleichzeitig steigernden konkreten Gefühlswert erhält.

Es ist unschwer ersichtlich, daß es in vielen Fällen einfach die Vereinigung gefühlsverwandter Assoziationen ist, die den Worten ihren eigentümlichen Gefühlscharakter verleiht. Ein Wort wie „Hexenbettelbubenbrennofen“ (65 übt starke Gefühlswirkung aus und ist zweifellos nichts als eine Zusammenfügung von Vorstellungen und Nebenvorstellungen, die sich gegenseitig angeregt haben. Auch der eigenartige Charakter mancher näherbestimmender Beiworte beruht auf diesem Prinzip, so: „wasserflaschenähnliche Arzneiflasche“ (79, „schmetterlingsflügelartige Kopfbedeckung“ (79, „trauerschleifenartige weiße Etikette“ (79 oder auch „Haubenlerche mit dienstmädchenartigem Haaransatz“, wie eine Patientin meiner eigenen Beobachtung eines Tages eine Pflegerin titulierte. Das Gleiche gilt von gewissen Texten, die den Eindruck erwecken, daß die Vorstellungen in ihnen ohne jede logische Verarbeitung in Erscheinung treten und damit ungewollt die denkbar unmittelbarste Darstellung des Erlebnisvorganges erreichen. Als Prototyp zwei von Eppelbaum publizierte Aussagen einer Patientin über eine pantomimische Aufführung, die den Kranken vorgespielt wurde (79:

„Eine Farbe wie Neger; wie Schauspieler Kleider, Trikot. Wie Bekannte von unseren Patienten gewesen. Das haben die Patienten gemacht. Sie haben aufgeführt eine wie Lagerung, und eine wie Traueransicht und eine wie Anbetung, Musik und Tanz, auch ein Zitterspiel. Sie haben noch gesungen und getrunken und gegessen und auf dem Feuer gekocht. Sie haben uns noch begrüßt. Kleine Kinder waren auch dabei. Sie haben die Spielsachen mitgemacht. Dann haben sie ihre Spielsachen wiedermals eingepackt.“

Sekundäre Aussage:

„Wegen regenbogenfarbiger Kleider, wegen Hausplatz, und das Himmelreich über die Anlagen. Noch Liedersingen. Das ist eine Vagabundenkomposition. Eine Anbetung wie Faniliensache. Ein Wärter für die Familie. Ich könnte noch eine Erinnerung haben an eine biblische Kapitalsache. Eine Erinnerung an Konzertsachen. Wie ein Waldbruderfest. Im Anfange habe ich gesehen kommt eine Negerfamilie und macht ein Zigeunerspiel. Nach der Anbetung ist gekommen eine Lagerung und nachher ein Abendessen, das sie selbst weggemacht haben, und dann einige Lieder gesungen. Und noch ein kleines Kind dabei. Das Abendessen war Trank, Speck und Brot. Noch ein freudiges Ende mit allen Leuten. Wir Patienten sind fortgegangen und nicht gesehen das Ende, wie sie sich eingepackt haben. Das ist geschehen unter einem schattigen Baum und einem buschigen Haag.“

Es liegt nahe, die Eigenart solcher Aeußerungen aus einer Störung der Aufmerksamkeit bezw. dem Fehlen einer logischen Obervorstellung abzuleiten. Daß diese Erklärung unzureichend ist, beweisen indessen Involute, in denen sich ein gewisses Darstellungsvermögen für das Gefühlshafte dokumentieren, so der Lyrismus des letzten Satzes, Ausdrücke wie „Waldbruderfest“, „Vagabundenkomposition“ oder die sonderbar einfache und sinnige Definition des Abendessens in den Worten „Trank, Speck und Brot“. Man muß an Hand dieser unbedingt

wesentlichen Momente der Kritik Haßmanns und Zingerles ([63] Recht geben, die auf eine bemerkenswerte Differenz zwischen der durch künstliche Aufmerksamkeitsstörung hervorgerufenen experimentellen Sprachverwirrtheit Stranskys ([49] und den schizophrenen Sprachreaktionen aufmerksam machen. Was die erstere vermissen läßt, ist die emotionale Tiefe. Von unseren Texten darf man ohne Bedenken sagen, was Müller-Freienfels an den unsere Syntax vermissenlassenden Gedichten des Chinesischen rühmt, „daß ihre logisch nicht vermörtelten Sätze viel unmittelbarer auf das Gefühl wirken" ([17] als etwaige logisierte Uebersetzungen. Der psychologische Hintergrund dieses Eindrucks liegt in dem, was sie mit den übrigen Beispielen unserer Reihe verbindet: der Herkunft der eigentümlichen abstrakten Mängel aus einer veränderten seelischen Gesamteinstellung, bei der die emotionalen Elemente andererseits umso stärker in Erscheinung treten.

Ueber Metaphern, Bilder und Gleichnisse ist soviel ausgeführt worden, daß es zur Bewertung dieser an sich schon stärker für sich selber sprechenden Phänomene keiner neuen Illustrationen mehr bedarf. Die uneigentliche und bildliche Ausdrucksweise der Kranken ist eines der wesentlichsten Argumente in der Reihe der Erscheinungen, die auf gesteigerte Emotionalität erkennen lassen Daß dem Schizophrenen dabei — außer in ganz seltenen Sonderfällen — die Tendenz zur künstlerischen Wirkung abgeht, braucht nicht eigens erwähnt zu werden, da die Widersinnigkeit dieser Behauptung ja klar zu Tage liegt. Wir sahen uns dagegen veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß man darüber streiten kann, ob die bildliche Ausdrucksweise des Dichters mehr ungewolltes Ergebnis seiner psychischen Konstellation oder bewußt beabsichtigte Kunstleistung ist. Der alte Standpunkt der Poetik, der eher der letzteren Anschauung huldigte, verliert heute mehr und mehr an Boden zugunsten der Auffassung, daß wir in ihr schlechthin Ausdrucksformen seiner erhöhten Emotionalität vor uns haben. Von diesem Standpunkt aus kann man den Unterschied zwischen jenen schizophrenen Bildungen und den dichterischen eigentlich unerheblich nennen. Der Einwand, daß der Schizophrene sich seiner Metaphorik in der Regel nicht bewußt sein werde, bildet demgegenüber keinen Widerspruch, denn auch dem Dichter braucht die Doppelbedeutung metaphorischer Ausdrücke nicht ins Bewußtsein zu treten, Ding und Bild werden von ihm geradezu als identisch erlebt, ja es ist aus seiner Perspektive gesehen, beinah falsch, von „uneigentlichen" Bezeichnungen zu sprechen, da diesen seinem Erlebnis nach „gerade erhöhte Prägnanz und Wesentlichkeit zukommt" ([17].

Man kann die Analogie noch weiter treiben, wenn man berücksichtigt, daß es im Grunde durchaus nicht ganz unangemessen ist, auch beim Dichter von einer gewissen, wenn auch relativen Abstraktionsnot zu sprechen. Das treibende Prinzip, aus dem die spezifischen dichterischen Mittel vom charakterisierenden Beiwort bis zu den Sprachbildern entstehen, kann kaum anders verstanden werden als als ein Zugleich

von Nichtzurechtkommen mit dem schon zu Abstrakten gewordenen allgemeingebräuchlichen Wortschatz und dem Drang, die erlebnisgerechte Wiedergabe an diesem Hindernis nicht scheitern zu lassen. Auf diesem Zugleich beruht zweifellos die prinzipielle Bedeutung des metaphorischen Ausdrucks als Faktor in der Entwicklung und Vervollkommnung der Sprachen ([80], [81]. Beim Dichter, zumal beim Lyriker, handelt es sich jedoch nicht allein um die äußere Not, eine für den Ausdruck erforderliche, wirklich entsprechende Bezeichnung schlechthin nicht zur Verfügung zu haben. Der Darstellung in Bild, Gleichnis und Uebertragung liegt außerdem zu Grunde, daß das abstrakte Vermögen durch die Höhe der Erregung nicht unwesentlich herabgesetzt ist, was besonders darin zum Ausdruck kommt, daß oft Verbindungen und Komplexe geschaffen werden, „die die reine Logik garnicht anerkennen kann“ ([17].

Wie recht wir tun, eine so weitgehende Konformität anzunehmen, zeigen Selbstbeleuchtungen und Anekdoten, in denen das typische Verhältnis des Dichters zur Sprache eingehender berührt ([82], [83], [84] wird. Einer vielleicht immer noch landläufigen Meinung durchaus zuwider sprechen diese in der Regel weit eher von besonderen Schwierigkeiten als vom Gegenteil. Es ist im Wesentlichen immer wieder dasselbe, nämlich daß er die Pflicht sich richtig auszudrücken, grundsätzlich ernster nimmt, als der Durchschnittsmensch und daß dies ungewöhnliche Wichtignehmen auf ein ebensolches der Erlebnisse und ihrer Bedeutungsgehalte zurückzuführen ist. Man darf im Ernst behaupten, daß Dichter und Schizophrene in dieser Hinsicht geradezu Berührungspunkte haben, wie — abgesehen von der Fachwissenschaft — auf sie zusammen wohl auch die prozentual häufigste und eifrigste Beschäftigung mit Wort- und Sprachproblemen entfällt. Es kann natürlich keinen Augenblick fraglich sein, daß die Differenz der Leistungen unvergleichlich viel mehr in die Augen springt als die Aehnlichkeit der verschiedenen Einzelzüge, die sich in Parallele stellen lassen. Hier spielen von Anderem abgesehen naturgemäß auch die Inhalte eine große Rolle. Es gibt, wie wir sahen, auch hinsichtlich dieser Beziehungen zwischen typischen Niederschlägen hier und bestimmten Leistungen dort. Was dem Schizophrenen fehlt, ist das freie Verhältnis zu rein objektiven Stoffen. Das Moment, das eine gewisse Parallele gestattet, ist die starke innerliche Erregung, mit der manche seelisch besonders naheliegenden Dinge oft von ihm aufgefaßt und verarbeitet werden. Zu den Beispielen, die wir bereits behandelt haben, seien zum Vergleich noch die folgenden angeführt:

Zunächst eine Aeußerung des von Prinzhorn eingehend beschriebenen Patienten „Brendel“, die halluzinatorische Erlebnisse wiedergibt und über „Geister“ handelt ([85]:

„Wenn man draußen wandert, sieht man sie immer — — — Im schwarzen Wasser sieht man genau, daß lauter Mordgeschichten vorgekommen sind, — Schwarzwaldgeschichten — der Himmel drüber ist eine Motte

oder Made, wenn er weiß ist. — In Höhlen und Brunnen rumoren nachts Menschen, wenn wir schlafen; man kann hingehen, wenn man Courage hat und einen Strick; ich verlasse mich nicht auf den Zauber. — — Entweder Krieg, Tod oder Leben oder Ergeben; Krieg oder Kreuz — — Jesus der hat einen Tisch, darauf sind lauter Köpfe und Schwerter übers Kreuz — da fangen die Köpfe an zu sprechen, springen auf die Erde und wieder auf durch Elektrizität, — dadurch darf man sich nicht erschrecken und Krankheit holen.“

Es ist keine Frage, daß die eigentümliche Ausdruckskraft dieser Sätze, die an Büchners „Wozzek“ erinnert, stylistisch auf der freien Aneinanderreihung der Assoziationen beruht, die der Kranke aus seiner Erregung heraus ungehindert nebeneinanderstellt. Wir sehen aber außerdem, daß diese merkwürdig in die Tiefe gehen. Die Elemente, bei denen die Phantasie sich aufhält, liegen auf einer Linie („Mord“, „Himmel“, „Krieg“, „Tod“, „Leben“, „Ergeben“, „Kreuz“, „Jesus“ . . . .), die weit unterhalb der leichten Vorstellungen unserer gewöhnlichen Denkinhalte verläuft. Sehr ähnlich muten Ausschnitte aus Niederschriften des ebenfalls von Prinzhorn publizierten Kranken „Sell“ an, von dem vorher schon einmal die Rede war. Prinzhorn selbst spricht davon, daß herausgelöste Sätze dieser Texte, in einen anderen Zusammenhang gebracht, als Muster gläubiger Versenkung dienen könnten. So etwa der folgende Ausschnitt ([86]:

„Wer nicht glaubt an überirdische Mächte, der wird auch niemals gewünschte Erscheinungen haben oder gar keine, und wer keine Erscheinungen hatte, der besitzt auch keine Beweise zu seinem Glauben und wird nur zweifelhaft ohne Fundament weiterbauen, und solange Ihn das menschliche Dasein begleitet wird er in die für ihn tote Nacht schauen, ohne daß das Geräusch eines in schwere Seide gekleideten Engels sich über seinem Bette beugend Ihm das Vorhandensein einer hohen himmlischen Macht beweisen kann, viel weniger, daß sich Ihm die hohe Krone, welche Tag und Nacht über alle Menschen schwebt, sich für Ihm entfaltet. Ich glaube es recht gerne allseits das Verlangen zu haben, wissen zu wollen, wie Ihre unsichtbaren Schutzbegleiter und überirdischen Weltenherrscher aussehen. Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß event. Beneider bald den Wunsch fallen ließen, wenn sie wüßten mit was für enorme Leiden derartige Begegnungen zusammenhängen. Ohne große Leiden gibt es auf Erden keine große Freuden. Es läßt sich leicht begründen, warum nur Menschen, welche gewöhnt sind, zwischen Leben und Tod mit einem Lächeln zu ringen und ohne Furcht Ihrem Ziele entgegensehen können hauptsächlich durch angenehme Erscheinungen, Anzeichen und Besuche beehrt werden . . .“

Man hat es oft als fraglich hingestellt, ob sich in gewissen großtönenden Begriffen der Kranken tatsächlich eine dementsprechende Gedankengröße birgt. Es ist auch sicher berechtigt, in dieser Hinsicht einigermaßen skeptisch zu sein, besonders bei Fällen, in denen religiöse, philosophische und sonstige spekulative Größenideen im Vordergrund stehen. Andererseits darf man sich nicht verhehlen, daß manche Aeußerungen nur deswegen als leere Phrasen angesehen werden, weil

die Höhe der Erkenntnis, die man dem Autor bei Annahme wirklicher Sinngemäßheit zubilligen müßte, scheinbar nicht mit seinem sonstigen Gebahren in Einklang zu bringen ist, man aber in den eigenen Schlüssen instinktiv zu sehr die harmonische Korrespondenz der Funktionen des Gesunden auf ihn zu übertragen geneigt ist und dadurch falsche Maßstäbe gewinnt. Es ist sehr bemerkenswert, daß auch von wenig expansiven und selbst ausgesprochen zurückhaltenden Patienten oft schwere Dinge geäußert werden, die denn durch die Art, in der die Aeußerung geschieht, auch häufig genug unbedingt Anspruch auf ernste Würdigung erheben. Der folgende Ausschnitt aus der „eigenen Philosophie" eines von Hoche ([57] erwähnten 20jährigen Hebephrenen ist hierfür ein schönes Beispiel, weil schon in der Beschränkung auf möglichst einfache Ausdrucksmittel eine Gewähr für ihre Erlebnistreue zu liegen scheint.

„Was vom Himmel kommt" — heißt es — *„sucht auf Erden Demut; nur dem Demütigen wird die Tugend zu teil; frei von Selbstsucht, Stolz und Eitelkeit und von jener anmaßlichen Torheit, welche da spricht das bin ich erkenne er sich als ein Mensch von Gottes Gnaden dessen Aufgabe es ist, das Menschliche mit dem Göttlichen zu vermählen."*

Man braucht hier nur hinter „Demut" und hinter „zu teil" je einen Punkt, vor und hinter „das bin ich" Anführungsstriche gesetzt zu denken, und man hat ein Gefüge vor sich, das unter dem Stempel, die Aeußerung eines bedeutenden Predigers zu sein, sicher als Dokument kundiger Menschenkenntnis und feinentwickelten Geistes durchgehen würde.

Was den Verfasser des vorigen Textes betrifft, so verfügt dieser nach Prinzhorns Schilderung über einen Schatz selbständiger geistiger Meinungen, „den man beträchtlich nennen muß" und der unsere weitere Beachtung verdient, insofern er in gewissen Zügen typisch ist. Sein Biograph berichtet von einer gewissen Sicherheit im Herausheben des Wesentlichen bei der Beurteilung sozialer und staatlicher Einrichtungen und weist besonders auf seine psychologischen Fähigkeiten hin. In dem veröffentlichten Material treten diese am schärfsten in den Bruchstücken aus der Abhandlung über die eigene Persönlichkeitsentwicklung hervor. Wenn „Sell" hier z. B. auf den Umstand hinweist, daß er von Jugend auf „Furcht vor dem anderen Geschlecht" gehabt habe und diese als den „lebensüberdrüssigsten aller Fehler" ([87] hinstellt, bei dessen Bestehen man „besser in einem Narrenhaus aufgehoben sei", so sind dies Bemerkungen, die den Anschein erwecken, daß diesem Schizophrenen — wie unseren ersten beiden Kranken — Verständnis für kausale Zusammenhänge im Seelischen zu Gebote steht, das dem gesunden Durchschnittsmenschen allgemeinhin abgeht und daß insonderheit das Kapitel des Erotischen bis zu überraschenden Schlußfolgerungen von ihm durchdacht wird.

Hinsichtlich des Erotischen ist zu sagen, daß dies den denkenden Menschen seit je so eindringlich beschäftigende Gebiet ein Haupt-

bereich schizophrener Gedankenbildung zu sein scheint. Neben Aeußerungen, die — wie die eben erwähnte — Beziehungen zwischen Tatsachen des sexuellen Lebens und deren Auswirkungen in der weiteren Psyche und auf die Persönlichkeit aufdecken, finden wir zahlreiche Spuren von Reflexionen über den Charakter der Geschlechter, die Probleme ihres Gegensatzes, das Wesen der Liebe . . ., die als unverkennbare Geistesblitze imponieren. Bei einer großen Zahl der Aeußerungen, die erotische Themen anschlagen, ist man über den auffallend hohen Standpunkt überrascht, von dem diese Dinge erörtert werden. Wir begegnen garnicht selten Problemstellungen, die auf eine fast wissenschaftlich zu nennende Auseinandersetzung mit dem Gegenstand schließen lassen und unter Gesichtswinkeln entstanden zu sein scheinen, die nahe Verwandtschaft mit objektiv biologischer Betrachtungsweise haben. Ein ganz besonders schönes Beispiel stellt hier der oben zitierte „Brendel" dar, dessen Anschauungen über das Erotische von Prinzhorn eingehend beleuchtet werden. Nimmt man die Ergebnisse dieser Untersuchung als Maßstab für die Bewertung anderer Schizophrener, deren Auslassungen ähnliche Eindrücke hervorrufen, so wird nicht nur Manches, was uns auf diesem Gebiet entgegentritt, verständlicher; wir kommen gleichzeitig auch zu der Erkenntnis, daß in den Grundanschauungen, die viele Kranke an die Betrachtung menschlicher Verhältnisse herantragen, eine seltene Kenntnis psychologischer Grundwahrheiten mitspricht. Die Vorstellung geschlechtlicher Gebundenheit, die „Brendel" ([88] mit dem Wesen alles Menschlichen — bis in die in Christus repräsentierte höhere Menschengattung hinauf — verknüpft, seine positive Wertung der Sexualtriebe bei gleichzeitigem Geschlechtspessimismus, der in der verdeckten Feindseligkeit gegen das Weibliche, das „die Vorhand haben will", zum Ausdruck kommt, sind richtig eingeschätzt Faktoren, die an den großen Ideengang der Paradiesgeschichte und ihre geistigen Parallelen von der mittelalterlichen Sage bis zur Jetztzeit erinnern ([89]. Es soll nicht verkannt werden, daß es nur verhältnismäßig wenig Fälle gibt, wo sich aus dem Vorstellungsgewebe der Kranken mit genügend Sicherheit solche innerlich festgefügten Grundlinien herausheben lassen. Eine gewisse, den normalen Durchschnitt übertreffende Feinheit und Intuitivität im psychologischen Schließen finden wir aber bei einem großen Prozentsatz der Patienten. Wenn der Einzelfall als solcher auch wenig beweisen mag, so ist es doch auffällig, daß man bei aufmerksamer Beobachtung immer mehr solcher an die Wurzel großer menschlicher Probleme herantretender Niederschläge entdeckt. Vielfach wird man unsicher bleiben, wie man eine dorthindeutende Aeußerung bewerten soll. Spricht ein Kranker etwa aus, „seine Braut habe ihn geistig geboren" ([85], so ist niemand zu hindern, darin eine bedeutungslose Redensart zu sehen, denn es kann sein, daß es sich wirklich um nichts Anderes handelt. Ebensogut ist es indessen möglich, daß der Satz tatsächlich Niederschlag innerer Erkenntnis über die außerordentliche Bereicherung ist, die das Erlebnis Liebe für den Betreffenden mit-

bringen mochte. Der Eindruck, daß ein Teil der Schizophrenen die großen Erlebnisbereiche des Menschen in ganz besonders hoher Form durchmache, drängt sich schon bei einfachen Reizwortreaktionen auf. So erwähnen Haßmann und Zingerle (63 unter den von ihnen beobachteten Assoziationen: auf Arbeit — „Die Arbeit, — mehr Stärke hat die Liebe". Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß hinter dieser eigenartigen Replik Ideengänge oder wenigstens Erlebnisgehalte stehen mögen, die mit der Gedanken- und Gefühlswelt konform gehen, aus der die christliche Idee von der Liebe als ethisch höchster und sozial wirkungsreichster, größter seelischer Energie entstanden ist (90.

Begriffe wie „Gott", „Ich", „Sünde", „Erlösung", „Glaube", „Liebe", die in der Sprache der Kranken bekanntlich sehr häufig wiederkehren, brauchten an sich nicht als Belege für eine wirkliche Befassung mit ihrem Inhalt angesehen zu werden, wenn wir nicht häufig in der Verbindung mit anderen Inhalten näher über die Art ihrer Anwendung orientiert würden. Daß es sich bei vielen Patienten keineswegs um tote Klischees handelt, beweisen Zusätze und andere Attribute, die das Hineingehen in tiefe, an den inneren Bedeutungsgehalt anknüpfende Probleme an den Tag legen. Sehr bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Verschmelzung des Geschlechtsproblems mit religiösen Themen, die gelegentlich in einer zweigeschlechtlichen Verdoppelung von Christus zum Ausdruck kommt (Jesus und die Jesin, Christus und die Christin (7). Solche Umgestaltungen der mythologischen Konvention stellen außer Frage, daß sich mit dem Gebrauch der Begriffe wirklich seelisches Leben verbindet. Als Beweismittel können hier natürlich auch die bildnerischen Niederschläge herangezogen werden, in denen das bewegte Vorstellungsleben in seiner Beziehung zu jenen Begriffen schließlich noch unmißverständlicher in Erscheinung tritt. Kosmische, religiöse, erotische Vorstellungen nehmen im Bereich der Bildnerei einen sehr großen Raum ein und sind in dieser Darstellungsform oft in so durchsichtige Zusammenhänge gestellt, daß es sinnlos wäre, sie lediglich als zufällige Imponderabilien zu betrachten.

Für eine besondere Vorliebe für das Psychologische im engeren Sinne haben wir in unseren ersten Texten schönes Material gefunden. Tatsächlich enthalten schon die Schilderungen eigener Gefühle und Krankheitszustände, die man immer wieder geäußert hört, Unterscheidungen zwischen seelischen Funktionen und Urteile über deren Beziehungen zueinander, die gegenüber dem, was der gesunde Durchschnittsmensch hervorbringt, überraschen können. Wenn ein Kranker etwa äußert, „ich bin nicht schwermütig und nicht vernunftlos, es fehlt mir nur das eigene Wollen, der eigene Trieb" (65, oder wenn andere Patienten klagen, „sie könnten nicht mehr zu ihrem Willen kommen" (65, so entsteht der Eindruck, daß sie eine wesentliche Seite ihrer Störung gut erfaßt und sinngemäß in Worte gebracht haben. Neben diesen Erkenntnissen stehen Beispiele einer merkwürdig ausgebildeten, in ihrer Neutralität oft erstaunlich weitgehenden Selbstkritik. Daß die Urteils-

bildung dabei durchaus nicht in der Luft hängt, sondern direkt an seelische Situationen anknüpft, die zu solchen Bewertungen veranlassen können, zeigen manche Beispiele, in denen sie in Form der Wechselrede zwischen dem Kranken und Stimmen in Erscheinung tritt. Sehr drastisch liegt dies in einer längeren, von Kraepelin publizierten, dialogartigen Niederschrift zu Tage, in der die Schlagfertigkeit der höhnischen Vorhaltungen bei aller Drastik ungemein logisch wirkt ([91]. Auch der folgende Ausschnitt aus der Selbstschilderung eines jungen Musikers weist diesen Zug auf ([65]:

„Eines Abends wurde mir zugerufen: „Wir vermuten in Ihnen den Mörder der Kaiserin von Oesterreich! . . . . . Mir wurde auf elektrischem Wege eingegeben, daß ich L. ermorden wolle; als ich darüber einige Zeit sprachlos war, wurde mir durch den Apparat zugerufen „Sie haben sich stark blamiert".

Die Kranken sind mit sich selbst oft recht schonungslos. Aeußerungen wie „Schädling in jeder Weise, bin ich eigentlich keinen Schuß Pulver wert" ([65], „Ich bin zu feig, einen harten Tod zu sterben" ([65] und ähnliche sind im Rahmen ihrer Selbstkritik keine Seltenheiten. Anders wie in den Selbstvorwürfen Melancholischer handelt es sich dabei aber meist um das Auffinden tatsächlich vorhandener Mängel, nicht um Bezichtigungen, die vorwiegend der Ausdruck eines Affekts sind. Es ist daher auch das Wahrscheinlichste, daß sie mit der allgemeinen Erhöhung des Interesses für subjektive Innenvorgänge in Beziehung stehen. Diese bildet offenbar die Grundlage für den ganzen Bereich besonderer Erkenntnis- und Ideenbildung, den wir zu behandeln haben. Für die Selbstkritik speziell mag eine besondere Fähigkeit, sich dem eigenen Erleben quasi als unbeteiligter Zuschauer gegenüberzustellen, das dem schizothymen Temperament an sich eigentümlich zu sein scheint ([11], [92], als mitbedingender Faktor hinzuzutreten. Dabei bleibt natürlich die Frage offen, ob diese nicht selbst als ein sekundärer Erwerb auf der Basis allgemeiner Erlebnissteigerung anzusehen ist. Jedenfalls zeigt die Uebersicht über die Elemente, auf denen die inhaltliche Bedeutendheit gewisser schizophrener Aeußerungen beruht, aber das Eine: daß diese in allen Kategorien dem Kreise der subjektiven Gefühlserlebnisse angehören oder nahestehen, und damit, daß zwischen ihrem Herkommen und der Grundlage der in Rede stehenden Ausdruckserscheinungen eine sichere psychologische Brücke geschlagen werden kann.

VII.

Suchen wir aus allen diesen Erörterungen ein Fazit zu ziehen, das mit unseren Vorstellungen von dem Gesamtbilde der schizophrenen Erkrankung in Einklang gebracht werden kann, so finden wir in den Hypothesen von Schilder ([64], Reiß ([67] und Storch ([68] eine Anschauung, die unseren Ergebnissen außerordentlich entgegenkommt ([93]. Die Parallele zwischen archaischem und schizophrenem Erleben und Denken deckt sich, wie wir gesehen haben in wesentlichen Punkten mit der unseren. Unter Berücksichtigung des nah verwandten Materials dieser Autoren liegt als Endergebnis der Untersuchung der Rückschluß nahe, daß ein Grundzug des schizophrenen Seelenlebens in der Vorherrschaft emotionaler Seelenvorgänge zu suchen ist ([94]. Man könnte daraus die Annahme ableiten, der Krankheitsprozeß bewirke eine Art seelischer Regression, die einige ihrem äußeren Eindruck nach produktiv anmutende Symptome im Gefolge hat, während sie in der Hauptsache als ein Abbauprozeß betrachtet werden muß, der das Psychische mehr oder weniger tief auf den Standpunkt früherer Entwicklungsstufen herabführt.

Der Vergleich mit Ausdrucksphänomenen der Psyche des Dichters hat indessen auch noch eine andere Seite. Die Tatsachen, die zu ihm veranlassen, sprechen zum Teil für wesentlich kompliziertere Verhältnisse, die nicht widerspruchslos mit dieser Vermutung in Einklang zu bringen sind. Wir haben im Verlauf unserer Darlegung an mehreren Stellen bei objektiver Prüfung der psychotischen Materialien den Eindruck erhalten, daß diese im Vergleich mit den vorpsychotischen eher eine Steigerung als einen Rückgang im Bereich gewisser geistiger Leistungen erkennen lassen. Die Dinge, um die es sich hier handelt, sind in der jüngeren Schizophrenieliteratur auf gleichem und parallelliegendem Gebiet schon ausgiebig genug bearbeitet worden, um zu gewissen Problemstellungen zu führen, zu deren Aufstellung wir uns selber genötigt sehen. Die Frage, ob die Krankheit aus künstlerisch Unbegabten Begabte machen kann, die in erster Linie hierhergehört, läßt sich wegen zuvieler unkontrollierbarer Ingredienzen im praktischen Einzelfall nicht sicher entscheiden. Nach dem aus präpsychotisch künstlerischen und nichtkünstlerischen Fällen gemischten Untersuchungsmaterial, das bisher behandelt worden ist, gewinnen wir kein einheitliches Bild. Anders ist es mit dem Problem der Gestaltungsmerkmale. Hier ist immerhin soviel gesichert, daß das Werk der Kranken durch gewisse Sonderzüge gekennzeichnet ist, die sonstigen Ausdrucksniederschlägen gegenüber charakteristisch sind. Die Ansichten über die Kernprobleme beider Fragenkreise sind geteilt. Jaspers ([6] und Prinzhorn ([7], [8], [9] stehen in allem mehr auf dem Standpunkt, daß die Krankheit tatsächlich produktive Kräfte entwickelt, zum mindesten freimacht. Pfeifer ([10] hält eher an der Ansicht fest, daß es sich lediglich um Hervortreten bereits vorhandener Anlagen oder um Scheinproduktivität handle, deren Gelingen das Zusammenwirken der altbekannten Dementia praecox-Symptome bedinge.

Ein wichtiger Gesichtspunkt, dessen Beachtung die Lösung dieser Probleme wesentlich fördern kann, scheint mir in der Uebereinstimmung der psychologischen Struktur jenes Künstlertypus, den die Typenlehre unter dem Begriff „Typus III“ zusammenfaßt, mit dem schizothymen Temperament Kretzschmers ([52] und dem Schizoiden Bleulers ([11] zu liegen. Vergegenwärtigen wir uns die Symptomatologie dieser Typen, so fällt auf, daß wir in ihnen eine Vorstufe einerseits der Symptomatologie der Psychose, andererseits, wenn der Begriff auch in dieser Anwendung gestattet ist, des speziell emotionellen Dichters vor uns haben. Von dieser Seite aus kommen wir zu der Erwägung, ob die Uebereinstimmung gewisser Krankheitssymptome mit den Ausdrucksformen der für diesen Vergleich ja besonders naheliegenden stark emotionalen Dichtung nicht vielleicht einer intimen Korrespondenz der latenten innerseelischen Struktur entspreche, die im einen Fall durch die hinzukommenden Bedingungen der Erkrankung, im andern durch den Erwerb produktiver Ausdrucksfunktionen in Bewegung und zur Aeußerung gebracht wird. Krankheit und Genialität erscheinen in dieser Perspektive als zwei entgegengesetzte Endergebnisse derselben, im Wesentlichen durch ein Uebermaß sensibler und emotionaler Komponenten charakterisierten Konstitution. Es ist immerhin bemerkenswert, daß Dichtern dieser Zusammenhang durchaus nicht ungeläufig ist. So behauptet zum Beispiel Hebbel, es gehöre ungeheuer viel dazu, daß der Dichter nicht das Gleichgewicht verliere, und daß Naturen, denen das wahre Formtalent abgeht, durch die andrängende, aber nicht zum Resultat führende Produktivität gebrochen werden müssen, daß Schmerz und sogar Verrücktheit bei ihnen aus der versagenden Darstellungskraft entspringe ([95]. Neben der Tatsache, daß der erregbarste und gefühlsintensivste Dichtertyp zweifellos der schizothyme ist und wir hier immer wieder Einzelfälle den Weg in die Krankheit weitergehen sehen, spricht auch die außerordentliche Vorliebe sehr vieler Dichter für schizothyme und schizoide Naturen (Shakespeare mit „Hamlet“, Goethe mit „Tasso“ und „Mignon“, Jean Paul mit „Roquairol“, Krasinski mit „Orcio“, Büchner mit „Wozzek“ und „Lenz“, unter den Modernen Thomas Mann mit „Tonio Kröger“, Hamsun mit „Nagel“ und „Minutte“, Spitteler mit „Victor“, Rilke mit „Malte Laurids Brigge“, Hesse mit „Knulp“ und „Demian“, Friedrich Huch mit „Mao“, „Peter Michel“ und „Pitt“ — um nur ganz wenige zu nennen!) ein deutliches Wort für diesen Zusammenhang. „Das kranke Innerste eines Dichters verrät sich“ — eine Ansicht Jean Pauls! — „nirgends mehr als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen behaftet.“ Ein Argument von sicher nicht unerheblicher Bedeutung liegt aber ferner in der in ihren weiteren Ausblicken höchst eigentümlichen und von hier aus gewiß noch nicht genügend gewürdigten Tatsache, daß die Beziehungen zwischen Schizophrenem und Dichterischem auch eine Verwandtschaft gleichsam mit umgekehrten Vorzeichen zur Seite haben: in dem außerordentlich interessanten Phänomen nämlich, daß, wie in

der Sprache mancher Schizophrener dichtungähnliche so in der mancher Dichter ganz dem Schizophrenen ähnliche Ausdrucksmerkmale und Gestaltungsformen anzutreffen sind.

Es ist ein viel umstrittenes Gebiet, dem wir uns am Schluß unserer Ausführung noch kurz zu widmen haben. Die Erscheinungen, um die es sich handelt, gehören den Stylphänomenen des extremen Expressionismus an. Hier sind es Werke wie die von Arp, Nebel und Schwitters ([96], die besonders instruktives Vergleichsmaterial enthalten, auf das die Psychiatrie — ähnlich wie auf das Zungenreden ([97], [98] — unbedingt aufmerksam werden mußte. Es ist dies bisher im Sinne einer absprechenden Kritik geschehen, die sich reichlich wenig Bedenken darum machte, daß die Autoren, die solche Dinge hervorgebracht haben, immerhin in Berücksichtigung bestimmter künstlerischer Tendenzen verfuhren, und sich selber über einige Kenntnisse auf poetischem und ästhetischem Gebiet ausgewiesen haben ([99]. Tatsächlich scheinen sich in diesen Dichtungen Spracherscheinungen zu wiederholen, die uns vom schizophrenen Rededrang bekannt sind. Zu diesen gehören Neologismen, Anakolute, gedankliche Inkohärenz, Verwendung mehr oder weniger beliebigen Vorstellungsmaterials zur Ausfüllung äußerlich in die gewohnte Reihenform gekleideter Sätze. Man muß hinzufügen, daß die Ansprüche der Logik nicht nur hinter das Ausdrucksstreben einer um jeden Preis gefühlsgetreuen Erlebniswiedergabe zurücktreten, sondern prinzipiell als unmaßgeblich betrachtet werden ([100]. Dafür erhalten Formreize, die rein vom Wort, d. h. von seiner aus dem logischen Gang der Gedankenbildung losgelösten geistigen und sinnlichen Lautgestalt ausgehen, außerordentliche Bedeutung.

Uebergänge zu dem letzten Extrem solcher mit dem Boden der konventionellen Mitteilungssprache kaum noch indirekt in Verbindung stehender Wortfugen bilden manche Gedichte Morgensterns ([101], so das bekannte „große Lalula“ ([102], die jedoch durch die scherzhaft ironische Haltung, die ihnen innewohnt, mehr als geistreiche Jongleurstücke eines sich seiner artistischen Prätension nicht ganz unbewußt bleibenden Spieltriebs wirken. Die Tendenzen des radikalen Expressionismus haben mit dieser Ironie sehr viel weniger zu tun. Was ihnen zugrundeliegt, ist ein Streben nach Unbedingtheit und rücksichtsloser Entfesselung des Ausdrucks, das dahin führen kann, daß der Autor sich benötigt sieht, der schwerverständlichen Ausdrucksparaphrase das konventionelle Begriffswort in Klammern nachfolgen zu lassen, wie es z. B. Benn in dem folgenden Satz seiner Novelle „Diesterweg“ ([103] tut:

„. . . . er war der Herr, der jetzt den Dienst getan, nun tritt der muntere Tischmann herfür und nach dem Essen mittels Bande einem Balle beigekommen (Billard).“

Ein kleiner Ausschnitt aus Nebels „Neunrunenfuge“ ([104] mag ein ungefähres Bild von der äußersten Konsequenz dieses Kunststyls geben:

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
Ein Trienter tritt ein
F e r n i n i T i n t u r e t t i
Teute nennen Trienter: T r i e n t i n e r
Trienter nennen Teute: T e r r i e r
Terrier nennen Teute nie
teutereuteu
teu
teu
Fernini Tinturetti
Tinter zu Trient
zierig
nettig
ein G e n t
ein Fingierig
fugiert nie
fingiert Tiefe
irritiert Teute nie
fintet Reife
reift nie
T i n e f f
zerrinnt zu Nie-Tuff in trienter Triften
. . . . . .
. . . . . .

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß man sich von einer Wortkunst wie dieser in die Nähe ganz typischer schizophrener Sprachsymptome gerückt fühlt. Gerade die extremen Merkwürdigkeiten der Kranken, ihre Neigung, ganz neue Personenbegriffe durch das bloße Hinstellen sie darstellender Namen zum Ausdruck zu bringen ([105], ihre Empfänglichkeit für den geistigen und sinnlichen Formreiz des Einzelworts, die zu einer besonderen Bereitschaft zu reinen Wort- und Klangassoziationen, zur Wortzerlegung und zur Bildung rein formal zusammenhängender Wortreihen führt ([106], scheinen garnicht schöner nachgebildet werden zu können. Was Dichter zu der eigentümlichen Gestaltungsart dieses Charakters bewegt, ist zweifellos die immer stärkere Verselbständigung der Sprachphantasie. Erkennt man an, was Dessoir ([107] über die Loslösung der Wortsphäre des Dichters von der Anschauung sagt, so ist es nicht schwer, auch die Möglichkeit ihrer weiteren Ablösung vom Vorstellungsleben zu begreifen. Dies ist der Weg zum psychologischen Verständnis der von Manchen als rettungslos unzugänglich empfundenen Gebilde. Wie wir wissen, ist der Gedanke einer Loslösung der Sprache vom Vorstellungsleben auch zur Erklärung jener schizophrenen Symptome herangezogen worden ([65], [93]. Die Parallele, die hier besteht, ist als solche garnicht zu übersehen. Ein wesentlicher Unterschied liegt allerdings in der soziologischen Differenz der Phänomene: während es sich in der Schizophrenie beim Rededrang um nichts als Befriedigung des Ausdrucksbedürfnisses

handelt, sind die Gedichte Gestaltungen, die — ähnlich wie die absolute Malerei und die Musik — eine bestimmte Wirkung auf den Empfangenden ausüben sollen ([108]. Dieser enthebt uns indessen nicht der Vermutung, daß das zugrundeliegende eigentümliche Verhältnis zum Wort in der verwandten Konstitution der beiden Exponenten wurzle. Wir werden sie — im Gegenteil — eingedenk der übrigen Vergleichsmomente einigermaßen ernst nehmen müssen.

Eine Frage, von der man sich theoretisch weitere Aufschlüsse versprechen könnte, ist die, ob bei den Kranken bestimmte Geschmacksrichtungen hinsichtlich der Wahl ihrer Lektüre zu eruieren sind. Wir haben bei unserem ersten Fall eine Vorliebe für Hölderlin konstatieren können, in der man einen bestimmten Sinn vermuten möchte. Er beschäftigte sich außerdem sehr gern mit Nietzsche, was sich ebenfalls wie eine Bevorzugung des „Typus III" ansieht ([53]. In der Regel scheinen die Kranken jedoch kein spezifisches Verhältnis zu bestimmt gerichteten Kunstwerken zu haben. Ich habe jedenfalls immer wieder die Erfahrung gemacht, daß die Angaben wechselnd und ungleich waren, wobei das Verhältnis zu Werken mit besonders intensiver Gefühlswirkung sogar häufig eher auf Ablehnung herauslief. Daß dagegen in eigenen Produktionen manchmal Beziehungen zum „Typus III" beobachtet werden können, haben wir an zwei der besprochenen Gedichte gezeigt. — Als letzten Beitrag eigener Beobachtung möchte ich einen Patienten erwähnen, der, 25jährig, von Beruf Bankbeamter, in den Tagen des Krankheitshöhepunktes beim Assoziationsversuch mit 95 Reizworten 55 Reaktionen gab, die aus Gedicht- oder Liederreimen oder an das Reizwort anknüpfenden Sentenzen bestanden, während nur 34 auf die übrigen Reaktionsformen (Definition etc.) entfielen und 6 reaktionslos blieben. Hinzugefügt sei noch, daß das Ergebnis bei einer Wiederholung nach 3 Tagen fast ohne Abweichung das gleiche war.

Kommen wir nunmehr zum letzten Resumé, so werden wir sagen müssen, daß es nach Allem sehr wahrscheinlich ist, daß die schon häufiger aufgestellte Parallele zwischen schizophrenen Sprachsymptomen und Dichtung auf Momente zurückgeführt werden kann, die teils auf der präpsychotischen Konstitution, teils auf der eigentümlichen psychischen Modifikation durch die Krankheit beruhen. Auf beiden Seiten scheinen Bedingungen zu einer besonderen Lebhaftigkeit und Stärke der emotionalen Vorgänge zu liegen, die, ohne daß man das Hinzukommen eines speziellen Talentes voraussetzen müßte, von sich aus ein besonderes Verhältnis zur Sprache und eine Steigerung ihrer Ausdrucksfunktionen veranlassen können. Ob auch die Erscheinungen, die die Loslösung der Sprache vom Vorstellungsleben anzunehmen nahelegen, in diese Reihe oder in die der direkten Defektsymptome zu rechnen sind, ist nicht sicher zu entscheiden; es scheint jedoch auch hier der erstere Faktor, wenigstens mitbedingend, eine gewisse Rolle zu spielen. Ein Teil der Phänomene, die sich mit dichteri-

schen vergleichen lassen, gehört pathognomonisch zweifellos in das Gebiet des Verfalls. Hierhin sind außer den mit der Emotionalisierung des Styls einhergehenden Verlusten an logischem und abstraktem Vermögen unter anderm auch Veränderungen des Erlebnisvorganges in Richtung auf ein stärkeres Hineinfühlen in andere Personen und Dinge und die ungewöhnliche Neutralität gegen die eigene Person zu buchen, — wiewohl alles dies beim Dichter (oft kaum minder ausgeprägt [109]) wiederzufinden ist. Eine Funktionssteigerung sehen wir in dem tatsächlichen Erwerb gesteigerter Ausdrucksfähigkeit für emotionale Vorgänge, die bei einzelnen Kranken bis zur Entstehung von Gedichten führt, sich aber im Allgemeinen bei chronischen Fällen nicht über eine gewisse Grenze hinaus entwickelt, sondern meist, ohne zu ästhetisch wertvollen Ergebnissen zu gelangen, allmählich wieder in Verlust gerät.

Anmerkungen

1. vergl. Ludwig Klages „Handschrift u. Charakter", Leipzig 1917.
2. vergl. Anton „Aerztliches über Sprechen u. Denken", Halle 1907.
3. vergl. Bleuler „Die Naturgeschichte der Seele u. ihres Bewußtwerdens", Berlin 1921.
4. Bleuler „Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien" i. Aschaffenburgs Handbuch.
5. Bleuler „Lehrbuch der Psychiatrie", Berlin 1916.
6. Jaspers „Strindberg und van Gogh", Leipzig 1922.
7. Prinzhorn „Die Bildnerei der Geisteskranken", Berlin 1922.
8. Prinzhorn „Das bildnerische Schaffen der Geisteskranken" Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psychiat. Bd. 52, 1919.
9. Prinzhorn „Gibt es schizophrene Gestaltungsmerkmale i. d. Bildnerei d. Geisteskranken?", dies. Ztschr. Bd. 78, 1922.
10. R. A. Pfeifer „Der Geisteskranke und sein Werk", Leipzig 1923.
11. Bleuler „Die Probleme der Schizoidie und Syntonie", Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psychiat. Bd. 78, 1922.
12. Kraepelin „Ueber Sprachstörungen im Traume", Leipzig 1906.
13. Spitzer „Die Wortbildung als stylistisches Mittel, exemplifiziert an Rabelais", Halle 1910.
14. Mehringer und Mayer „Versprechen u. Verlesen".
15. Heilbronner „Zur Symptomatologie des Aphasie", Arch. f. Psychiat. Bd. 43, 1908.
16. vergl. besonders die Lyrik Rilkes und Werfels.
17. Müller-Freienfels „Poetik", Leipzig u. Berlin 1921.
18. Friedrich Hölderlin „Gesammelte Werke", Potsdam 1921.
19. Lange „Hölderlin", Stuttgart 1909.
20. Bettina von Arnim „Die Günderode".
21. Ernst Hardt „Der Kampf ums Rosenrote", 1903.
22. Rudolf Borchardt „Das Gespräch über Formen", Leipzig 1905.
23. Kurt Hildebrandt „Hellas und Wilamowitz", Jahrb. f. d. geistige Bewegung, Berlin 1910.
24. Dilthey „Das Erlebnis und die Dichtung", Leipzig u. Berlin 1913.
25. N. von Hellingrath „Pindarübertragungen von Hölderlin", Jena 1911.
26. N. von Hellingrath „Hölderlin", München 1922.
27. vergl. Kurt Liebmann „Das kosmische Werk", Dessau 1925 (Anhang), vergl. auch Alexander Mette „Gedichte / Darlegungen I", Dessau 1925 (Darlegungen).
28. Hölderlin „Ueber die Verfahrungsweise des poetischen Geistes" Ges. Werke Bd. 3.
29. Wilhelm Böhm „Hölderlins Entwicklung", Einl. z. H's Ges. W. Jena 11.
30. Heinr. v. Kleist „Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden".
31. Jean Paul „Vorschule der Aesthetik" (Werke, Teil 49—51).
32. Jean Paul „Komischer Anhang zum Titan", Clavis Fichtiana, „Die Exercitationes über das Philosophieren insgemein".
33. Hölderlin „Anmerkungen zum Oedipus".
34. Hölderlin „Anmerkungen zur Antigone".
35. vergl. Marcel Réjà „L'art chez les fous", Paris 1908/09.

36. vergl. Otto Hinrichsen „Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters", Wiesbaden 1911.
37. Jacobi „Ueber Beziehungen d. dichterischen Schaffens zu hysterischen Dämmerzuständen, erläutert an der Art Goethescher Produktivität", Arch. f. Psychiat. u. Nervenkrht., 64. Bd.
38. Ilse Reicke „Das Dichten in psychologischer Betrachtung", Zeitschr. f. Aesth. u. allgem. Kunstwissensch. Bd. X, Stuttgart 1915.
39. Thomas Mann „Tonio Kröger", Berlin.
Die elegische Erkenntnis über den Zusammenhang von Künstlertum und menschlicher Isolierung und seine sekundäre Entfernung von den Affekten spiegelt sich deutlich auch in einer Briefstelle Goethes: An Schiller 9. August 1797: „Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich ihm wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin."
Hyperbelhafter Flaubert (Briefstelle): „Ich arbeite seit 14 langen Jahren wie ein Maultier. Ich habe mein ganzes Leben lang in diesem Eigensinn des Monomanen gelebt, unter Ausschluß aller anderen Leidenschaft, die ich in Käfige einschloß und die ich bisweilen besuchen ging".
Oskar Wilde (Lord Henry in „Dorian Gray"): „Diejenigen Künstler, welche durch die Art ihres Auftretens Andere entzücken, sind schlechte Künstler. Gute Künstler geben alles ihrer Kunst und sind daher an sich uninteressant. Ein wirklich großer Dichter ist das unpoetischste aller Lebewesen. . ."
vergl. auch Karl A. I. Meyer „Der Typus des Künstlers in der Dichtung Thomas Manns". Zeitschr. f. Aesth. u. allgem. Kunstwissenschaft, Bd. XI. Stuttgart 1916.
40. Stifter „Der Nachsommer".
vergl. auch Robert Walser „Der Spaziergang" in „Schweizerische Erzähler", Frauenfeld 1917.
41. K. O. Erdmann „Die Bedeutung des Wortes", Leipzig 1910.
42. Ludwig Klages „Ausdruckswille und Gestaltungskraft", Leipzig 1921.
43. Theodor A. Meyer „Das Stylgesetz der Poesie", Leipzig 1901.
44. Müller-Freienfels „Die Psychologie der Kunst".
45. Fauser „Zur Psychologie des Symptoms der rhythmischen Betonung bei Geisteskranken", Allg. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 62, 05.
46. Heilbronner „Sprachstörungen bei funktionellen Psychosen mit Ausnahme d. aphasischen Störungen", Centralblatt für Neurologie 1906.
47. Heilbronner „Ueber Vorstellungskontaminationen, Sprachverwirrtheit und inhaltliche Verwirrtheit", Centralblatt für Neurologie 1908.
48. Pfersdorff „Zur Pathologie der Sprache", Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, Bd. 2, 1910.
49. Stransky „Ueber Sprachverwirrtheit", Halle 1905.
50. Giese „Das freie literarische Schaffen bei Kindern und Jugendlichen", Leipzig 1914.
51. Sieburg „Die Grade der lyrischen Formung", Zeitschr. f. Aesth. u. allg. Kunstwissenschaft, Bd. 13, 1919.

52. Kretschmer „Körperbau und Charakter", Berlin 1922.
53. Nohl „Typische Kunststyle in Dichtung und Musik", Jena 1920.
54. 7, S. 111, Abb. 66.
55. August Stramm „Die Menschheit", Berlin, Verlag „Der Sturm" 1917.
56. Lothar Schreyer „Expressionistische Dichtung", Sturmbühne, vierte u. fünfte Folge, Berlin 1918.
57. Binswanger-Siemerling „Lehrbuch der Psychiatrie", Jena 1920.
58. citiert nach „Der Kunstwart", 30. Jahrg., 1. Okt.-Heft 1916, S. 9.
vergl. auch Schwiefert „Rainer Maria Rilke", Straßburg 1913.
59. vergl. Gundolf „Goethe", Berlin 1918, bes. S. 105.
60. vergl. Clara u. William Stern „Die Kindersprache", Leipzig.
61. vergl. Markus „Ueber Assoziationen bei Dementia praecox", Arch. f. Psychiatrie, Bd. 48.
62. vergl. Mohr „Ueber Zeichnungen Geisteskranker u. ihre diagnostische Verwertbarkeit", Journal f. Psycholog. 8.
63. vergl. Haßmann und Zingerle „Untersuchungen bildlicher Darstellung u. sprachl. Aeußerung bei Dem. praec. „Journ. f. Psychol. u. Neurol. Leipzig, 1913.
64. Schilder „Wahn und Erkenntnis", Berlin 1918.
65. citiert aus Kraepelin „Lehrbuch der Psychiatrie", 8. Aufl. Leipzig 1913, Bd. 3.
66. vergl. Werner „Die Ursprünge der Metapher", Leipzig 1919.
67. Reiß „Ueber schizophrene Denkstörung", Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psychiatr. Bd. 78, 1922.
68. Storch „Ueber das archaische Denken in der Schizophrenie", ebda.
69. Freud „Totem und Tabu", Leipzig u. Wien 1913.
70. Levy-Brühl „Das Denken der Naturvölker", Wien u. Leipzig 1921.
71. Marr „Ueber die Entstehung der Sprache", „Unter dem Banner d. Marxismus", Jahrg. 26, Heft 3.
72. Henning „Das Erlebnis beim dichterischenGleichnis und dessen Ursprung", Ztschr. f. Aesth. u. allg. Kunstwissensch. Bd. 8, 1919.
73. citiert nach 7, S. 112 ff.
74. 7, zu Abb. 13.
75. 7, zu Abb. 125.
76. 7, zu Abb. 151.
77. 7, zu Abb. 59.
78. citiert aus Otto „Ein seltener Fall von Verwirrtheit", Dissertation München 1889.
79. citiert aus Eppelbaum „Zur Psychologie der Aussage bei Dementia praecox", Allg. Ztschr. f. Psychiatr. Bd. 68.
80. Wundt „Völkerpsychologie", „Die Sprache", Leipzig 1911/12.
81. Hermann Paul „Prinzipien der Sprachgeschichte", Halle 1898.
82. vergl. Meier-Graefe „Die spanische Reise", Berlin 1910, eine charakteristische Anekdote über Flaubert S. 231.
83. Goethes Verhältnis zur Sprache vergl.: Goethe „Maximen und Reflexionen VI", (Hessesche Ausg. IV, S. 147.)
84. vergl. auch die direkten u. indirekten Bekenntnisse Thomas Manns in „Tonio Kröger", „Tod in Venedig", „Betrachtungen eines Unpolitischen", „Rede und Antwort".
85. citiert nach 7, S. 130.
86. citiert nach 7, S. 259.

87. 7, S. 258.
88. 7, S. 146/48.
89. vergl. A. Mette „Kurt Liebmann, Kreuzigung, Schräg geöffnet". „Vorhof" 1. Jahrg. Dessau 1924.
90. vergl. Konrad Wilutzky „Die Liebe", Jena 1920.
91. citiert nach 65, S. 876—77.
92. Schöne Beispiele für dasselbe Phänomen bei Dichtern in der Arbeit von Hinrichsen (36), besonders von Grillparzer u. Kleist.
93. vergl. auch Freud „Das Unbewußte", Int. Ztschr. f. ärztl. Psychoanalyse, Bd. 3, 1915, S. 189—257 ff.
94. vergl. auch Maeder „Psychol. Untersuch. an Dem. praec.-Kranken" Jahrb. f. psychopath. u. psychoanal. Forschung, 2. Bd.
95. citiert nach 36. — Vergl. auch Dilthey „Die Einbildungskraft d. Dichters", Philosoph. Aufsätze, 1887.
96. Hans Arp „Die Wolkenpumpe" Hannover.
Otto Nebel Dichtungen in der Zeitschrift „Der Sturm", Berlin, „Die Rüste-Wüste", Dessau 1926.
Kurt Schwitters „Anna Blume", Hannover,
Dichtungen in der Zeitschrift „Der Sturm", Berlin.
97. Rust „Das Zungenreden", München 1924.
98. O. Pfister „Die psychol. Enträtselung d. religiös. Glossolalie u. d. automatischen Kryptographie", Jahrb. f. psychoanalyt. u. psychopathol. Forschung, 3. Bd.
99. vergl. theoretische Aufsätze von Nebel und von Schwitters, Zeitschrift „Der Sturm", Berlin.
vergl. auch Kurt Liebmann „Entwerden", Dessau 1921, Nachwort von Alexander Mette.
100. Daß trotzdem eine Logik innerhalb der reinen Wortabhängigkeiten gesucht und eingehalten wird, besonders in der äußersten Beachtung des inneren Wortsinns, ist in den theoretischen Schriften deutlich hervorgehoben.
vergl. auch Rudolf Blümner „Razzia", Zeitschr. „Der Sturm", 16. Jahrg.
Auf die zwischen den Gestaltungen der genannten Autoren wahrzunehmenden feineren Unterschiede kann hier nicht eingegangen werden, obwohl gerade die weiteren Differenzierungen, in denen das Phänomen auftritt, vor besondere Probleme stellen.
101. Christian Morgenstern „Galgenlieder", „Palmström", Berlin.
102. vergl. Bumke „Lehrbuch d. Psychiatrie" S. 284.
103. Gottfried Benn „Diesterweg", Berlin 1918.
104. Zeitschrift „Der Sturm", Jahrgang 1925.
105. vergl. u. a. 64, Fall 5 und Fall 7.
Eine interessante Parallele bilden hierzu auch gewisse ähnliche Sprachneigungen Richard Wagners.
106. vergl. 46, 47, 48, 63, 65.
107. Dessoir „Aesthetik u. allg. Kunstwissenschaft", Stuttgart.
108. Es dürfte von allgemeinem Interesse sein zu erfahren, wie die Spracheigentümlichkeiten der Kranken vom Standpunkt der dieser Dichtung entsprechenden Aesthetik beurteilt und gewertet werden. Ich mache daher Gebrauch von dem Entgegenkommen Otto Nebels, der mir gestattet, die folgende briefliche Aeußerung an dieser Stelle bekanntzugeben:

„Nach meiner Meinung liegt das ganze Problem so, daß der Schizophrene vor dem Eigenleben der Sprache hilflos steht und gleichsam durch es, — das magische Agens nämlich — zu einer mechanischen Dynamik verleitet wird, während in gerader Entgegengesetztheit der vollsinnige Produktive durch die Statik der Gestalten die mechanische Dynamik unmöglich macht, aber die Statik andererseits durch die Rhythmik der akustischen Komposition (im Falle der Dichtung) ausgleicht, kompensiert."

109. vergl. u. a. 36, 38, besonders 58,
vergl. auch Nietzsches Metaphysik der Lyrik in der „Geburt der Tragödie".

Die Grundlage zur Beschäftigung mit dem vorliegenden Thema bildeten für mich Eindrücke im psychiatrischen Kolleg in München, deren Sinn mir kurz darauf durch die Bekanntschaft mit den Ausführungen von Jaspers, Prinzhorn und Pfeifer näher verständlich wurde. Ich verdanke diesen Arbeiten, sowie den angeführten Schriften von Schilder, Reiß und Storch die wesentlichste weitere Anregung und Perspektive. Erwähnen möchte ich ferner Hinweise von Herrn Geheimrat Professor Dr. Anton, der bei der Krankenvisite die Dienlichkeit eines Vergleichs von schizophrenen Sprachäußerungen mit Phänomenen wie Zungenreden und moderner Dichtung hervorhob. Von besonderem Belang waren außerdem die Arbeiten Bleulers und Kretschmers über die psychologischen Typen für die weitere Verarbeitung des Stoffes.

In Bezug auf die von mir veröffentlichten Texte habe ich außer der Hallenser Klinik Herrn Professor Dr. Schreiber, Magdeburg-Sudenburg für die Erlaubnis, den Text des Militäranwärters „B. O.“, und Herrn Dr. Sernau, Hartheck b. Leipzig für die Erlaubnis, die Texte des Falles „H. W.“ publikatorisch zu verwenden, zu danken. Besonders hervorheben muß ich überdies, daß mir Herr Dr. Fr. Schramm, s. Zt. Assistent an der Hallenser Klinik, auf dessen Abteilung ich als Medizinalpraktikant tätig war, einen Teil der Texte der Patientin „R. I.“ liebenswürdigerweise zur Veröffentlichung überließ.

Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle auch Herrn Professor Dr. Hauptmann für die Annahme meiner Arbeit und für die Uebernahme des Referates meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Lebenslauf

Ich, Alexander Heinrich Mette, wurde am 15. 1. 1897 als Sohn des Kaufmanns Karl Mette und seiner Frau, Anna geb. Uffelmann, zu Lübeck geboren. Von 1903 bis 1914 besuchte ich in Lübeck, von 1914 bis 1916 in Berlin-Wilmersdorf das Realgymnasium bis zum Abschluß der Reifeprüfung. Ich studierte dann in den Universitäten Berlin, Heidelberg, Halle, München Medizin und bestand 1920 in Berlin das Physikum, 1923 in München das medizinische Staatsexamen. Zum aktiven Kriegsdienst wurde ich nicht herangezogen, nachdem ich 1914 nach Eintritt als Kriegsfreiwilliger in das Garde-Pionier-Bataillon zurückgestellt war. Ich beschäftigte mich während und neben meiner Studienzeit viel mit literarischen und psychologischen Stoffen und setzte mein Studium in München auch nach dem Staatsexamen noch ein weiteres Semester fort. Meine Lehrer an den verschiedenen Universitäten waren die Herren Professoren und Dozenten:

in Berlin: *Breysig, Dessoir, Erdmann, Fick, Frey, Friedländer, Gabriel, Geiger, Goldschmidt, Haberlandt, v. Harnack, Herrmann, Hertwig, v. Luschan, Marckwald, Rubens, Rubner, Salkowski, Schäfer, F. E. Schulze, Stammler, Virchow, v. Waldeyer-Hartz, v. Wilamowitz-Moellendorf,*

in Heidelberg: *Elze, Kossel, Petersen,*

in Halle: *Beneke, Clausen, David, Denker, Grote, Haasler, Kochmann, Linnert, Loeffler, Loening, Schmidt, Sellheim, Straub, Thurnwald, Voelcker, Volhard, Weil,*

in München: *Borst, Döderlein, Eisenreich, Feßler, Geiger, Grashey, Groll, Groth, v. Gruber, Haecker, Heine, v. Heß, Heuck, Hohmann, Huber, Isserlin, Kattwinkel, Koelsch, Kraepelin, Lange, May, Merkel, Mollier, v. Müller, Nadolecny, H. Neumayer, L. Neumayer, Polano, v. Redwitz, Rieder, v. Romberg, Rüdin, Rückert, Sauerbruch, Seitz, Specht, Spielmeyer, Stubenrauch, Süpfle, v. Tappeiner, Veil, Wanner, Weber, Wuth, v. Zumbusch.*

Nach Abschluß meiner Studien war ich als Medizinalpraktikant 7 Monate an der Krankenanstalt Magdeburg-Sudenburg (Prof. Dr. Schreiber), 3 Monate an der Universitätsklinik für Geistes- und Nervenkrankheiten zu Halle (Geheimrat Prof. Dr. Anton) und 2 Monate an der städtischen Nervenheilanstalt in Chemnitz (Prof. Dr. Weber) tätig. In der letzteren Anstalt blieb ich einen weiteren Monat als Volontärassistent und setzte meine Ausbildung dann an der Heilanstalt „Hartheck" (leit. Arzt Dr. Sernau) fort, die ich Anfang November 1927 verließ, um mich in Berlin-Lichterfelde als Nervenarzt niederzulassen. In den letzten Jahren beschäftigte ich mich im Verfolg meiner psychologischen und psychotherapeutischen Studien mit der Psychoanalyse und machte im Anschluß daran eine Lehranalyse durch.

Rudolf Schirrmeister, Herzberg (Elster).